

September 2025

CB

CINEBULLETIN Nr. 553

Zeitschrift und
Plattform der Schweizer
Filmbranche

FOKUS

Sichtbarkeit

Zu einer vielfältigen
Gesellschaft gehört auch eine
vielfältige Repräsentation in
Film und Medien.

Treffpunkt

Gespräch mit der
Schauspielerin Pema
Shitsetsang über das
Ergreifen und Schaffen von
Chancen.

ZFF

Selma Kopp übernimmt die
Hauptrolle in «Wolves» von
Jonas Ulrich, der am ZFF im
internationalen Wettbewerb
gezeigt wird.

1975
2025 **50** Cinebulletin



suissimage **SSA** société
suisse des
auteurs

Die Kulturfonds von Suissimage und SSA fördern das Kulturschaffen
und die Entwicklung von neuen Projekten.

Hinter jedem
audiovisuellen Werk
stehen Menschen.
Wir schützen ihre
Urheberrechte.

-S.6-

Fokus

Sichtbarkeit

Weibliche Figuren über 40 sind im Film weit seltener anzutreffen als ihre männlichen Pendants.

-S.7-

Fokus

Repräsentation

Menschen mit Behinderungen vor der Kamera.

-S.9-

Fokus

Vorbildfunktion

Reta Guerg, Anaïs Emery und Émilie Bujès über Chancengleichheit in der Festivalwelt.

-S.13-

Neue Talente

Selma Kopp

Die Schauspielerin spielt die Hauptrolle in «Wolves», der am ZFF Premiere feiert.

-S.14-

Treffpunkt

Pema Shitsetsang

Gespräch mit der Schauspielerin über ihre Laufbahn.

-S.17-

Komödie

Politisch korrekt

Michael «Bully» Herbig wagt sich auf humorvolles Glatteis.

-S.18-

Karriere

Actionstar

Daniel Bernhardt ist in den USA als Schauspieler und Kampfkunsttrainer erfolgreich geworden.

-S.19-

International

Diversität und Gleichstellung

Internationale Initiativen für mehr Vielfalt im Film.

-S.20-

Animation

Auftragsfilm

Nino Christen in drei Bildern erzählt.

-S.23-

Standpunkt

Datenerfassung

Josephine Diecke plädiert für eine ganzheitliche Forschung im Bereich Vielfalt und Gleichstellung.

-S.24-

Süd-est

Christina Andrea Rosamilia

Die Tessinerin baut sich eine internationale Karriere ausserhalb stereotyper Normen auf.

Sichtbarkeit als Akt der Anerkennung



© Kenza Wadimoff

Die mexikanisch-US-amerikanische Schauspielerin Salma Hayek gehört heute zu den Bestbezahlten in ihrem Beruf. Ihr Durchbruch war nicht einfach. Als sie sich für eine Rolle in einem Science-Fiction-Film bewarb, wurde sie abgelehnt mit: «Was soll eine Mexikanerin im All?».

In ihrem Buch «Reel Inequality: Hollywood Actors and Racism» zeigt Nancy Wang Yuen eindrücklich wie sich die Filmindustrie von Anfang an von einer Weltanschauung hat leiten lassen, die eine patriarchalische und westlich-weiße Norm als Machtposition definiert. In den 1920er und 1930er Jahren wurden Dunkelhäutige oder Angehörige anderer Ethnien von weissen Darstellern geschminkt oder verkleidet verkörpert. Immer standen ihre Rollen in einem despektierlichen Kontext. Heute ist man sich eigentlich darüber einig, dass ein solcher Umgang nicht mehr akzeptabel ist.

Nun kann man es nur als halben Fortschritt werten, wenn die zu spielenden Figuren von Vertretern der betreffenden Ethnien gespielt werden, sie dann aber in anderen rassistischen Klischees hängen bleiben. «Zu viele Latinos», «zu viele Afroamerikaner» oder «zu viele Asiaten» auf einer Besetzungsliste könnten das Publikum irritieren. Diese Haltung ignoriert nicht nur den realen Anteil dieser Gruppen an der US-Bevölkerung, sondern auch ihre Rolle als besonders leidenschaftliches Publikum im Kino und übers Fernsehen. Markttechnisch wäre hier also durchaus viel zu holen. Einige Studios haben es auch längst begriffen und besetzen ihre Ensembles mit grösserer Vielfalt. Es entstehen auch vermehrt Serien wie «Beef», «Deli Boys» oder «How to Get Away with Murder», die globale Zuschauerschaft zählen.

Vieles hat sich in den letzten Jahren getan. Doch so sehr aber auch wieder nicht. Ein deutscher Käsehersteller erntet mit seinen neuen Verpackungen, auf denen auch dunkelhäutige Personen zu sehen sind, eine Flut an rassistischen Kommentaren und Boykottaufrufen. Der Schweizer Uhrenhersteller Swatch wiederum bildet, ausgerechnet für seinen

umsatzstarken chinesischen Markt ein Modell ab, das sich die Augen langzieht? Mit dieser Geste mokiert man sich über asiatische Personen, das weiss eigentlich jeder.

Schaut man sich exemplarisch die Diskussionen in Onlineforen an, wenn es beispielsweise darum geht, ob die fiktive Meerjungfrau Ariel von einer dunkelhäutigen Schauspielerin gespielt werden darf, sieht man das Ende der Welt vorausgesagt. Spannend werden daher auch die Reaktionen auf einen Film wie «Slanted» von Amy Wang sein, in dem ein Mädchen chinesischer Herkunft in den USA aufwächst, dessen grösster Traum es ist, an der Highschool Abschlussballkönigin zu werden. Nur als weisse Person, ist sie sich sicher, hätte sie eine Chance darauf – und legt sich dafür unters Messer. Eines zeigt der Stoff deutlich: Bilder haben einen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung des Betrachtenden.

Auch in der Schweiz gibt es entsprechende Debatten. Es ist aber schwer, für betroffene Schauspieler und Schauspielerinnen sich offen darauf einzulassen, wenn sie nicht als «schwierig» gelten wollen. Es kursiert auch die Vorstellung, dass «Inklusion und Diversität» teuer seien. Spielt nicht viel mehr Berührungsangst eine Rolle? Oder fehlt es an der Motivation? Bislang werden in der Schweiz nämlich Daten zu Vielfalt und Gleichstellung erhoben, aber verbindliche Vorschriften existieren nicht. Initiativen wie beim Migros Story Lab, wo Gesuche anonymisiert eingereicht werden, sind zukunftsweisend.

Es ist schon schwierig genug, Frauen ihren Anteil vor und hinter der Kamera zu verschaffen. Protagonistinnen über 40 sind auch bei uns viel weniger häufig anzutreffen als Männer im gleichen Alter, noch immer geben sich Frauen mit tieferen Budgets für vergleichbare Projekte ab, der Zugang zu bestimmten Filmberufen fällt ihnen schwer, sie werden weniger häufig an Filmfestivals eingeladen, und im Schnitt verdienen Frauen 8 bis 17 Prozent weniger als Männer in den gleichen Positionen, das alles zeigen die Daten, die das Bundesamt für Kultur und andere grosse Förderstellen in der Schweiz sammeln. Massnahmen oder verpflichtende Vorgaben für Produktionen und Institutionen gibt es aber nur zögerlich. Das Cinéforum hat gerade mit Branchenmitgliedern eine Charta unterzeichnet, die Sensibilisierung noch einmal fördern soll, aber auch Handlungsanweisungen im Fall von Missbräuchen enthält. Es braucht aber viel mehr. Quoten, Boni oder sonstige Anreize? Auf jeden Fall stagnieren die Zahlen eindeutig. Dass gezielte Anreize funktionieren, zeigt das Beispiel von Österreich.

Teresa Vena

Co-Chefredaktorin

SRG SSR **RSI** **RTR** **RTS** **SRF** **SWI**

REDE MIT

Jetzt anmelden und mit der SRG
über den Zusammenhalt diskutieren.



Das Kulturministerium verweigerte dem griechischen Regisseur Yorgos Lanthimos die Erlaubnis, seine neue Science-Fiction-Komödie «Bugonia» auf der Akropolis in Athen zu drehen. Begründet wurde dies damit, dass das Thema nicht mit der Bedeutung und dem kulturellen Wert der Akropolis vereinbar sei, unter anderem wegen einer geplanten Szene mit vielen Leichen.

Bei Schüren ist «Von «Harriet» zu «Queen & Slim». Afroamerikanische Regisseurinnen und ihre neue Bilderwelten» erschienen. Die Monographie gibt Einblick in die Arbeit zeitgenössischer Filmemacherinnen, ihren heutigen Stand und ihre Vorbilder. Der gleiche Verlag hat einen Essay-Band über die Geschichte und die Eigenschaften des philippinischen Kinos veröffentlicht.

75'000 Franken

Die vier nationalen Filmhersteller-Verbände ARF/FDS, GARP, IG und SFP haben gemeinsame Lohn- und Honorarempfehlungen für Regie und Drehbuch bei Schweizer Kino-Produktionen verabschiedet. Zentrales Instrument ist der ARF/FDS-Aufwandrechner zur Ermittlung fairer Vergütungen. Neu gilt beim Spielfilm eine Mindestvergütung von 75'000 Franken fürs Drehbuch; bei der Regie liegen die Empfehlungen zwischen 90'000 Franken und 135'000 Franken. Beim Dokumentarfilm steht die Berücksichtigung des Zeitaufwands im Fokus.

50:50

Das 2019 nach BBC-Vorbild gestartete «50:50 Equality Project» ist Teil eines globalen Netzwerks mit 145 Organisationen in über 30 Ländern. Drei Viertel der Organisationen, die zuvor unter 50 Prozent Frauenanteil lagen, konnten ihre Zahlen verbessern. Die SRG verfolgt seit 2021 mit ihrer Initiative «Chance 50:50» das Ziel, der männlichen Dominanz von 75 Prozent allgemein in den Medien entgegenzuwirken.

16 Millionen

Seit Inkrafttreten der «Lex Netflix» wurden rund 16 Millionen Franken ins Schweizer Filmschaffen investiert. Weitere 14 Millionen Franken werden innerhalb der Vierjahresperiode erwartet.

20 JAHRE

Vor 20 Jahren wurde im kleinen Ort Melgaço in Nordportugal ein Filmmuseum eröffnet. Der französische Filmkritiker und Kurator Jean-Loup Passek (1936–2016) stiftete dafür seine umfangreiche Privatsammlung, eine der grössten ihrer Art mit Filmplakaten und kinematographischen Objekten. Sie umfasst historische Geräte des Prä-Kinos bis zur Zeit der Brüder Lumière, darunter Laterna magica, Phenakistiskop, Zoetrop und Praxinoskop.

Im Juni 2025 wurde in Kanada die Digital Services Tax (DST) aufgehoben, um Handelsgespräche mit den USA neu zu starten. Die ursprünglich im Juni 2024 eingeführte 3-Prozent-Steuer betraf digitale Umsätze grosser Unternehmen in Kanada, etwa aus Werbung, Marktplatzdiensten oder der Nutzung von Nutzerdaten.

250 MILLIONEN

Der deutsche Kulturminister Wolfram Weimer hat der Filmförderung einen Beitrag von 250 Millionen Euro in Aussicht gestellt. Ab 2026 soll das bisherige Budget für die Anreizförderung auf diese Summe verdoppelt werden. Die Mittel müssen jedoch noch im Rahmen des allgemeinen Bundeshaushalts genehmigt werden. Eine Investitionspflicht für Onälineplattformen ist ebenfalls in Arbeit.

Der irische Schauspieler Colin Farrell erhält am ZFF den Ehrenpreis Golden Icon Award.

Den Gipfel erklimmen

«\$hare» soll eine ungewohnte Geschichte erzählen.
Die Serienschöpferin Katja Meier bewegt sich für ihr Projekt darum auf neuem Gebiet.

Von Selina Hangartner

Anfangs Jahr war im «The Guardian» ein interessanter Beitrag über die Schweizerin Katja Meier zu lesen. Die britische Tageszeitung berichtete, dass Meier während des Entwicklungsprozesses ihrer Serie «\$hare» mehrfach den Rat erhalten habe, ihre Protagonistin deutlich jünger zu machen. Denn eine 59-jährige Hauptfigur könnte – so die Befürchtung erfahrener Branchenkollegen und -kolleginnen – potenzielle Geldgeber abschrecken.

Neue Geschichten, neue Plattformen

Zum Glück zeigt sich Meier von solchen Meinungen unbeirrt. Mit ihrem Projekt ist sie nämlich nicht nur auf die konservative Vorsicht einer Industrie gestossen, die Serien mit Protagonistinnen über 50 nach wie vor für ein mutiges Vorhaben hält, sondern vor allem auch auf viel Enthusiasmus. Bei der britischen Edition des «Writer's Lab» etwa, eine 2015 in den USA gegründete, globale Non-Profit-Organisation, die weibliche und non-binäre Drehbuchautoren und -autorinnen unterstützt, die über 40 sind und englischsprachige Stoffe entwickeln wollen. Meiers «\$hare» passte bestens ins Förderbild – die geplante Serie spielt in den Schweizer Alpen, darin will eine britisch-schweizerische Unternehmerin frischen Wind in den Bergbau und Rohstoffhandel bringen. Das «The Writers Lab» unterstützte auch die Entwicklung des Drehbuchs und zu einem Teil die Produktion einer ersten Pilotfolge, die 2024 in Graubünden gedreht wurde.

Die Suche nach Partnern und Partnerinnen, an deren Seite nun der Dreh der gesamten ersten Staffel bewerkstelligt werden kann, führt Meier, die ursprünglich aus dem Aargau stammt und nach einigen Zwischenstationen nun mehrheitlich in Italien wohnt, gerade durch

die internationale Welt der Serienproduktion. Denn das Projekt zwingt sie, traditionelle Schweizer Produktionswege neu zu denken. Weil sie «\$hare» für ein internationales Publikum geplant hat, mit englischen Dialogen, ist die Beteiligung etwa des SRF als Produktionspartner unwahrscheinlich.

Gleichzeitig zweifelt Meier, dass die Koproduktion mit einer der grossen Onlineplattformen realistisch wäre, «auch wenn ich natürlich keine Türe ganz schliessen möchte», wie Meier erzählt. Für sie und ihr Team sei etwa auch klar, dass auf ihrem Set faire Arbeitsbedingungen, darunter etwa Lohntransparenz herrschen müsse – nicht immer hat sie die Erfahrung gemacht, dass das auch ein Selbstverständnis innerhalb der Industrie sei. Transparenz sei aber wichtig, weil jahrzehntelang gerade bei Fernsehen und Film Männer oft mehr verdient haben als ihre Kolleginnen. Meier hat eine eigene Produktionsfirma, Zenka Films, gegründet, um ihr Projekt zu verwirklichen – wichtige Mitstreiterinnen bei «\$hare» sind etwa Delia Mayer, die für die

Pilotserie Regie führte, und Isabelle Simmen, die für die Kamera verantwortlich war, und die polnische Schnittmeisterin Kamila Gazda.

Ein steiler Pfad

Hört man Meiers Erzählungen, fallen sofort die persönlichen Verbindungen zum Inhalt ihrer Serie auf, in der sich die Protagonistin ebenfalls in einer Industrie behaupten muss, die entlang alteingesessener Muster verläuft. Und tatsächlich entdeckte Meier beim Dreh der ersten «\$hare»-Episode immer wieder solche Parallelen zur Situation ihrer Figur. Aber auch jener der Dreharbeiten, die sich in den Berghängen der Alpen anstrengend, aber lohnend gestalteten. «Es passt irgendwie, dass wir da drehen, auf diesem Gelände, das so schön ist, aber so steil und unwirtlich», erzählt Meier. Das erscheint ihr eine Metapher für ihre Arbeit am Projekt, das sie mit eigenen Vorstellungen, unter selbst gesetzten Bedingungen durchführen will, «als müssten wir unsere Wanderwege erst selber erschaffen.» Das sei ein steiniger Weg, dafür komme ihr das Projekt wie ein Abenteuer vor.



Filmstill aus der Pilotfolge von «\$hare» mit Viktoria Trauttmansdorff. © Zenka Films

Denn mit ihrer Einstellung konnte Meier bisher schon mehrfach Zuspruch gewinnen, etwa beim «Migros Story Lab», das zu Beginn die Ideenentwicklung der Serie unterstützte, beim «The Writers Lab» und nun auch auf Tour mit ihrer Pilotepisode. Diese Tour hat sie im Frühjahr 2025 unter anderem an ein Festival in New York und dann nach Denver gebracht, wo das renommierte SeriesFest die Gelegenheit bot, wertvolle Kontakte in den USA zu knüpfen. Das Exposé der ersten Staffel sei geschrieben, es könnte eigentlich gedreht werden, sobald alles organisiert sei, erzählt Meier. Und gerade wurde «\$hare» als Förderprojekt von «One Planet Lab» ausgewählt, einer Initiative des WWF Schweiz, die neue Narrative und Projekte zur Förderung ökologischer Nachhaltigkeit unterstützt.

Meier ist hoffnungsvoll, dass sie die Serie mit ihrer 50+-Protagonistin wie geplant verwirklichen kann. Laut Tendenzen innerhalb der Fernseh- und Filmbranche könnte sie recht behalten. Aktuellen Daten zufolge wie sie das Bundesamt für Kultur seit einigen Jahren sammelt, zeigt sich eine allmählich steigende Anzahl an Protagonistinnen und Sprechrollen für weibliche Figuren, die über 50 sind. Doch diese Figuren sind im Vergleich zu jüngeren Frauen und gleichaltrigen männlichen Figuren trotz allem noch untervertreten. Das könne sich erst ändern, so Meier, wenn man gute Vorbilder habe. Daran arbeitet sie.

Was das BAK auch feststellt, ist, dass Filme- und Serienmacherinnen wie Meier, oder ihre Mitspielerinnen Mayer, Gazda und Simmen, für diesen Wandel besonders entscheidend sind: Es sind nämlich Frauen hinter der Kamera, die überdurchschnittlich für Repräsentation der gleichen Geschlechts- und Altersgruppe vor der Kamera sorgen. «\$hare» – einmal verwirklicht – wäre ein vielversprechender Beitrag. ■



Damian Bright. © Sandro Imhasly / Pro Infirmis

«Wir sind Experten in eigener Sache»

Damian Bright lebt mit einer kognitiven Behinderung in Folge einer Trisomie 21. Der 34-Jährige möchte ein selbstbestimmtes Leben führen, dazu gehört für ihn auch, den Beruf des Schauspielers auszuüben.

Die Fragen stellte Teresa Vena

Wie präsent sind Menschen mit Behinderung im Schweizer Film?

In der Schweiz sind Menschen mit Behinderung unsichtbar und im Schweizer Film sowieso. Wenn sie überhaupt vorkommen, dann meist beim Schweizer Fernsehen in Dokumentarfilmen, in denen sie als eher bemitleidenswerte Wesen dargestellt werden, die das Leben ihres Umfelds durcheinander bringen. Fachpersonen aus Institutionen erklären dann, wie diese Menschen besser leben könnten. In Spielfilmen setzt man lieber auf nichtbehinderte Schauspieler, die eine behinderte Person spielen, so wie in «Vielen Dank für Nichts» mit Joel Basman als Rollstuhlfahrer oder in «Stöffitown» von Christoph Schaub. Ich würde mir zutrauen, solche Rollen selbst zu spielen.

Wieso ist das, Ihrer Meinung nach, so?

Man glaubt, dass man diese Menschen in Filmen nicht brauchen kann, da sie zu «unberechenbar» seien. Sie würden alles verzögern, und den Dreh dadurch teurer machen.

Mut zum imperfekten Ablauf

«Als Teil der Gesellschaft verdienen sie eine Bühne.»

Philip Spaar, Regisseur von «Undercover inklusiv»

Wie kann man diesen Berührungängsten begegnen?

Indem man sich begegnet. Dabei helfen Schulungen, wie ich sie selbst an Schulen, in Museen und anderen Orten gebe. So erkennen die Menschen: Wir sind Experten in eigener Sache. Und es braucht vor allem guten Willen. In jedem Film liesse sich problemlos jemand mit Blindenstock, Rollstuhl, Gebärdensprache oder einen Menschen wie mich in einer Statistenrolle, als Onkel, Bruder, Freund der Protagonisten unterbringen. Filmschaffende würden bemerken, dass es geht.

Benötigen Sie Unterstützung, um eine solche Rolle zu übernehmen?

Als Statist benötige ich keine Unterstützung, so lange die Kommunikation im Vorfeld gut ist. Die Anfragen und die Korrespondenz im Vorfeld kann ich nicht wirklich selbstständig bewältigen. Für eine Sprechrolle würde ich vermutlich einen Coach brauchen. Ich bin aber weitgehend selbständig, wenn es um die Schauspielerei geht. Ich reise selbst, ich verstehe schnell, ich bin diszipliniert, ich bringe gute Laune aufs Set.

Welche Möglichkeiten gibt es für Sie im Schweizer Film?

Vor über zehn Jahren habe ich mehrfach als Statist mitgewirkt. Es hat mir auch Spass gemacht, aber für eine Nebenrolle hat es nie gereicht. Irgendwann wurde es mir zu mühsam. Ich bin zurzeit in keiner Agentur angemeldet. Manchmal erhalte ich Aufträge, durch Personen, die schon mit mir zusammengearbeitet haben. Ich habe meist Zeit, da ich selbstständig arbeite, andere Schauspieler mit Behinderung arbeiten künstlerisch auf dem institutionellen, zweiten Arbeitsmarkt und sind von ihren Institutionen abhängig.

Deshalb Ihr Fokus auf das Theater?

Meine Karriere begann bei der Musikschule Küsnacht mit fünf Jahren, beim Theater HORA in Zürich machte ich eine Schauspielausbildung. Ich bin mit der Produktion «Disabled Theater», die in Zusammenarbeit mit dem französischen Choreografen Jérôme Bel entstanden ist, um die ganze Welt gereist. Ich habe auch mein eigenes Stück «I belong» entwickelt, das meine persönliche Geschichte erzählt und trete damit auf. Das Stück entstand während meiner CAS-Weiterbildung an der Accademia Teatro Dimitri. Ich habe es an mehreren Orten, wie im Rahmen des Theaterfestes in Chur, aufführen dürfen. Regelmässig ist es auch Teil von Workshops in Schulen. Ich habe noch weitere Stücke als Tanz selbst einstudiert und aufgeführt.

Sieht es ausserhalb der Schweiz anders aus?

In den USA war Chris Burke als Corky in der Serie «Lifes Goes On» (1989-1993) von ABC zur besten Sendezeit vertreten. Heute ist in Deutschland Carina Kühne, unter anderem seit ihrer Hauptrolle in «Be my Baby» (2014), regelmässig in Filmen zu sehen. In Grossbritannien sind viele Schauspieler mit Behinderung unterwegs. Sarah Gordy, die wie Carina Kühne und ich, mit Trisomie 21 lebt, spielt in vielen TV-Serien und Filmen mit. Auch in Spanien gibt es tolle Beispiele, wenn man sich Filme wie «Yo, también» (2009) ansieht. ■

In Philip Spaars Kurzfilm «Undercover inklusiv» wollen drei Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung eine Bank überfallen. Dass man sie unterschätzt, nutzen sie zu ihrem Vorteil. Und sie wollen ernstgenommen, nicht wie Kinder behandelt werden. Das tat die Produktion um den Regisseur Spaar. In einer gemeinsamen praktischen Übung mit Mitgliedern des Theater HORA in Zürich stellte er sein Drehbuch auf die Probe. «Improvisation ist ihre Stärke», sagt er über die Darsteller, die er vor Ort traf. «Die Geschichte passten wir mit ihren Ideen und inspiriert von ihren Reaktionen an.»

Drei Personen übernahmen die Hauptrollen, andere aus dem Theaterensemble traten als Statisten auf. Eineinhalb Wochen wurde geprobt und fünf Tage gedreht. «Es ist etwas Magisches entstanden», schwärmt Spaar. Mut, Geduld und Flexibilität, die er bewies, zahlten sich aus. «Wir haben Szenen oft wiederholt, Text vorgesagt und an sich die Abläufe entschleunigt». Dazu gehörte es beispielsweise, kürzere Arbeitstage zu haben und auf genügend Pausen zu achten. Auch gesundheitliche Vorsichtsmassnahmen mussten beachtet werden, um Menschen mit oft fragilem Immunsystem zu schonen.

Spaar wolle Filme machen, «die etwas bewegen». Darin hat er Mitstreiter gefunden, die angesichts ihrer Sympathie zum Projekt teilweise ehrenamtlich arbeiteten. Sie haben es ermöglicht, dass die Idee, die die letzten zwanzig Jahre in Spaar heranwuchs, umgesetzt werden konnte: «Eine Geschichte erzählen, in der Menschen mit Behinderung aktive Figuren sind und nicht am Rand stehen. Als Teil der Gesellschaft verdienen sie eine Bühne.» ■ tev



Noha Badir, Stefan Gubser, Gianni Blumer und Caitlin Friedly beim Dreh von «Undercover inklusiv». © Rahel Spirig

«Ich möchte ein Vorbild für junge Frauen sein»

Die 42-jährige Reta Guetg ist neue Vize-Direktorin und Mitbesitzerin des Zurich Film Festival. Ein Porträt über eine Frau, die lieber gestaltet als glänzt – und dabei Haltung zeigt.

Von Sarah Stutte

Sie drängte sich nie ins Rampenlicht. Reta Guetg zog es hinter die Kulissen. Dorthin, wo Fäden gezogen, Teams zusammengeführt und Programme mit Weitsicht gestaltet werden. Nun aber steht sie selbst im Fokus: als neue Vize-Direktorin des Zurich Film Festival (ZFF). «Ich musste lernen, präsenter zu sein», sagt sie. Eine Aussage, die viel über ihren Weg und ihren Führungsstil verrät.

Aufgewachsen in Bern, war Film früh ein wichtiger Teil ihres Lebens. Das erste Kinoerlebnis – Lorient – blieb haften. «Der Humor war nicht gerade kinderleicht», erinnert sie sich. Später brachte die Mutter einen Videorekorder nach Hause – mit «E.T.». «Auch das hat sich mir eingebrannt.» Im Gymnasium wurde ihr klar: Film ist die Kunstform, die alles vereint, was sie fasziniert: visuelle Sprache, Erzählkunst, Musik, gesellschaftliche Fragen.

Das Studium der Filmwissenschaft, Publizistik und Sprachwissenschaft war folgerichtig. Kritik oder Theorie standen dabei nicht im Vordergrund, vielmehr der Wunsch, Diskurse anzustossen. Früh engagierte sie sich beim Aufbau des Kurzfilmfestivals Shnit in Bern. «Ich bin da einfach reingerutscht – typisch für meinen Lebensweg», sagt sie. Neugier, Intuition und Offenheit waren oft ihr Kompass.

Am ZFF prägte sie als Co-Programmleiterin und Leiterin des Industry-Programms die Inhalte, dezent, aber einflussreich. Vieles geschehe hinter den Kulissen, so Guetg. In engem Austausch mit Entscheidungsträgern aus Hollywood bringt sie seit Jahren renommierte Gäste zur Industry-Konferenz, dem Zurich Summit. Mit der neuen Funktion tritt sie nun noch stärker in Erscheinung. «Ich bin nicht jemand, der laut ist», sagt sie. «Aber ich habe gemerkt, dass Sichtbarkeit dazugehört, wenn man mitentscheiden will.»

Die neue Rolle ist nicht nur ein Karriereschritt, sondern auch ein Zeichen. «Führungsrollen können ganz unterschiedlich ausgefüllt werden», sagt sie. «Ich bin, wie ich bin – und genau das soll auch möglich sein.» Eine junge Praktikantin sagte einmal: «Wenn ich älter bin, möchte ich werden wie Du.» Ein Satz, der Guetg berührte, und ihr bewusst machte, dass Vorbildsein auch Verantwortung bedeutet, umso mehr nun auch als Mitbesitzerin des ZFF und als Unternehmerin.

Als Frau in der Filmbranche hat sie gelernt, genau hinzuhören – und öfter das Wort zu ergreifen. «Oft sind es subtile Dinge. Dass ein Vorschlag erst ernst genommen wird,



Reta Guetg. © Christos Tzikas

wenn ihn ein Mann wiederholt.» Heute traut sie sich eher, solche Vorurteile anzusprechen, auch wenn es Überwindung kostet.

Ein zentrales Anliegen ist ihr Diversität – auf der Leinwand und dahinter. Sie schätzt die kuratorische Freiheit des ZFF, wo neben grossen Namen auch unbekannte Stimmen Gehör finden. «Film soll ein Spiegel verschiedenster Lebensrealitäten sein.» Dass im Programmbereich des Festivals inzwischen mehrheitlich Frauen arbeiten, ist für sie ein bedeutender Schritt, hin zu neuen Blickwinkeln und Erzählweisen.

Auch ausserhalb des ZFF setzt sie sich dafür ein, etwa im Netzwerk SWAN, das sich für Gleichstellung in der audiovisuellen Branche engagiert. Zwar erkennt Guetg Fortschritte, gerade bei jüngeren Filmschaffenden. Doch bei grossen Budgets oder prestigeträchtigen Positionen sei die Branche noch immer männerdominiert. «Viele Entscheidungen werden von Männern getroffen. Das prägt auch, was letztlich auf der Leinwand zu sehen ist», sagt sie.

Die Verantwortung, ein Vorbild zu sein, nimmt Reta Guetg ernst – auch wenn sie sich selbst nie bewusst in diese Rolle gedrängt hat. Vielleicht wirkt sie gerade deshalb: Weil sie zeigt, dass man nicht laut sein muss, um etwas zu bewegen. ■



© Irina Garcia

Zwei Fragen an Drehbuchautor André Küttel

Besteht in der Schweiz Interesse für Stoffe mit Protagonisten mit Behinderungen?

Wenn der Stoff Potenzial hat, ist das Interesse grundsätzlich da. Menschen mit Beeinträchtigung treten jedoch meist nur dann auf, wenn das Thema im Zentrum der Handlung steht. Das betrifft aber nur einen Bruchteil der produzierten Filme. Ich würde mir wünschen, dass Minoritäten mitgedacht und integriert werden, ohne konkreten dramaturgischen Grund.

Haben Sie schon einmal eine Figur geschrieben, die einer Minderheit angehörte, die dann nicht umgesetzt wurde?

Ja. Der Charakter wurde im Laufe der Entwicklung schräger und absurder angelegt, und irgendwann scheute man sich davor, ausgerechnet einen Menschen mit dunkler Hautfarbe für diesen Part zu besetzen. Einmal mehr ging es um Unsicherheiten im Umgang mit Minoritäten. Man will nichts falsch machen, also lässt man es lieber sein. ■ *tev*

Anaïs Emery, künstlerische Leiterin des Geneva International Film Festival (GIFF), und Émilie Bujès, künstlerische Leiterin von Visions du Réel, über die Gleichstellung der Geschlechter.

Die Fragen stellte Alexandre Ducommun



Anaïs Emery
© Mei Fa Tan



Émilie Bujès
© Nikita Thevoz

Wie setzen Sie sich als Direktorinnen im Festivalbereich für die Gleichstellung der Geschlechter und gegen Diskriminierung ein?

Anaïs Emery (AE): An Filmfestivals steht man immer unter Druck, insbesondere wenn man in leitender Funktion tätig ist. Meine Position als Direktorin zu halten, mich zu behaupten und mit gemischten Teams zu arbeiten, ist an sich schon ein Kampf gegen Diskriminierung. Allgemein gibt es bei Festivals Unterschiede zwischen Bereichen wie Kommunikation, in denen die Frauen in der Mehrheit sind, und Positionen mit Entscheidungsmacht oder in der Programmgestaltung, die hauptsächlich männlich besetzt sind. Das GIFF ist derzeit jedoch mehrheitlich in weiblicher Hand.

Émilie Bujès (EB): Seit ich im Amt bin, war unsere Auswahlkommission immer gemischt. Zurzeit besteht das Team von Visions du Réel mehrheitlich aus Frauen, was sich ganz natürlich ergeben hat. Es ist wichtig, das Bewusstsein für diese Themen zu schärfen und auf Gleichstellung zu achten, bei der Personalauswahl wie in der Programmgestaltung.

Auf künstlerischer Ebene sind Frauen in der Filmauswahl weniger vertreten als Männer, insbesondere in den Wettbewerben und Branchenprogrammen. Wie positioniert sich Ihr Festival in dieser Hinsicht?

AE: Das GIFF hat die Charta für Gleichstellung und Diversität an Filmfestivals unterzeichnet und verpflichtet sich zur Transparenz in Bezug auf Auswahlkommissionen und Statistiken. Die Problematik reicht aber weiter:

Festivals sind sehr sichtbar, doch sie befinden sich am Ende der Kette und können Missstände in Bezug auf Gleichstellung im Ausbildungs- und Produktionsbereich nicht allein beseitigen. Hier müsste die gesamte Kette mithilfe gemeinsamer Instrumente in die Verantwortung genommen werden. Das GIFF ist bereit, seinen Teil beizutragen.

EB: Auf Festivalebene können wir unseren Branchenprojekten besondere Aufmerksamkeit schenken, denn unsere Auswahl für die Branchenprogramme trägt direkt dazu bei, dass Produktionen realisiert werden können. Das bedeutet zum Beispiel, genügend Projekte von Frauen zu suchen, damit sie Partner finden können. Deshalb ist Diversität in den Auswahlkommissionen unerlässlich, um die Projekte aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten.

Welche strukturellen Veränderungen sind Ihrer Meinung nach notwendig, um die Filmbranche partizipativer zu machen?

AE: Wir befinden uns diesbezüglich gerade in einer Übergangsphase. In diesem Stadium ergibt es meiner Meinung nach Sinn, alle Massnahmen parallel einzusetzen, egal ob es um mehr Sicherheit am Filmset oder um Diversitätsförderung geht. So können wir ein gesünderes Umfeld schaffen.

EB : Gleichstellung hängt nicht nur von finanziellen, sondern auch von gesellschaftlichen Aspekten ab. Frauen müssen zum Beispiel öfters auf eine Karriere verzichten, wenn sie Kinder haben. Wir vertreten eine moderne Vision der Gesellschaft, wo Frauen die gleichen Chancen haben, doch in der Realität funktioniert die Gesellschaft in der Schweiz noch nicht so. Ich habe im Übrigen den Eindruck, dass die Debatte über den Frauenanteil in Führungspositionen vor einigen Jahren sehr präsent war, während heute die mehrheitlich männliche Besetzung von Schlüsselpositionen wieder breitere Akzeptanz findet – das ist problematisch. ■

© Katja Stinemann



Klischees vermeiden

Selin Besili bereitet nach ihrem viel beachteten Abschlusskurzfilm «Unser Name ist Ausländer» an der HSLU ihren ersten Langfilm vor. Der fiktionale Stoff basiert dabei erneut auf ihrer eigenen Herkunftsgeschichte: Eine kurdische Familie durchläuft einen Einbürgerungsprozess. Besili hat sich auf das Mentoratsprogramm von Migros Double beworben, das den Schwerpunkt auf «Diversität und Inklusion» legt. Gemeinsam mit der deutschen Filmemacherin und Produzentin Raquel Kishori Dukpa will sie im einjährigen Austausch erörtern, wie man, bei der Figurenentwicklung Klischees vermeidet. «Ich will nicht reproduzieren, was ich selbst an Stereotypen konsumiert habe», sagt Besili. Mit der Experten-Plattform Vielfaltsfinder setzt sich Migros auch über dieses spezifische Filmangebot hinaus für den künstlerischen Austausch bei Kulturprojekten ein. ■ tev

Gerechte Aufträge

Derya Tuna antwortet auf Gleichstellungsfragen in der Schweizer Auftragsfilmbranche.

Die Fragen stellte Teresa Vena

Mit Ihrem Verein Female Film and Advertising Association (FFAA) kämpfen sie für bessere Rahmenbedingungen für Frauen im Auftragsfilm. Wo setzen Sie an?

Die grössten Herausforderungen liegen nach wie vor in den strukturellen Rahmenbedingungen: fehlende Transparenz bei Honoraren, ungleiche Chancen bei Schlüsselpositionen und stereotype Rollenzuschreibungen. Viele Frauen arbeiten im Auftragsfilm in klassischen «Care-Rollen» wie Produktion oder Organisation, während Regie oder Kamera stärker männlich geprägt sind. Hier möchten wir mit der FFAA ansetzen für mehr Sichtbarkeit, klare Massstäbe, verbindliche Standards für faire Anstellungs- und Vergabepaxen.

Sie engagieren sich zudem im Verband für Auftragsfilm Swiss-film Association für diese Themen. Wie unterstützt die Branche dieses Anliegen?

Innerhalb des Verbands diskutieren wir heute, im Vergleich zu noch vor ein paar Jahren, viel selbstverständlicher über Chancengleichheit, «Care»-Verantwortung und Vereinbarkeit. Es gibt Förderinitiativen, vermehrt Netzwerkarbeit und auch einen

stärkeren politischen Druck. Aber wir stehen am Anfang. Entscheidend wird sein, diese Diskussionen in konkrete Massnahmen zu übersetzen, die wirklich bei den Arbeitsbedingungen im Alltag ankommen.

Welche persönlichen Erfahrungen haben Sie in Ihrer Laufbahn mit Stereotypen oder Barrieren gemacht?

Ich habe sehr oft erlebt, dass mein Fachwissen zunächst unterschätzt wurde und ich mich stärker beweisen musste als männliche Kollegen. Gerade in Verhandlungen oder kreativen Diskussionen wurde ich anfangs eher als «Organisationstalent» wahrgenommen und weniger als strategische Diskussionspartnerin. Gleichzeitig habe ich auch sehr positive Erfahrungen gemacht – dort, wo Teams divers aufgestellt waren, konnte ich schneller Verantwortung übernehmen und nachhaltiger arbeiten. Diese Gegensätze haben mir gezeigt, wie entscheidend Strukturen und Haltungen sind.

Wie setzen Sie sich in Ihrer eigenen Firma konkret für Gleichstellung ein?

Bei TUNA Production AG achten wir auf ausgewogene Teams, flexible

Arbeitszeiten und familienfreundliche Lösungen. Wir arbeiten bewusst mit einem breiten Netzwerk von Regisseurinnen, Autorinnen und Gewerken zusammen, um neue Stimmen sichtbar zu machen. Gleichzeitig versuchen wir intern, eine Kultur zu leben, in der Austausch, Weiterentwicklung und gegenseitige Unterstützung selbstverständlich sind.

Wie steht die Schweiz im internationalen Vergleich da?

Die Schweiz ist ein kleines, gut organisiertes Land, aber im Bereich Gleichstellung in der Film- und Werbebranche hinken wir noch hinterher. Skandinavische Länder oder auch Grossbritannien sind deutlich weiter, was Quoten, Transparenz und flexible Arbeitsmodelle betrifft. Wir haben in der Schweiz ein grosses Potenzial, weil unsere Branche sehr gut vernetzt ist und klein genug, um Veränderungen relativ schnell umzusetzen. Aber dazu braucht es den Mut, bestehende Strukturen tatsächlich zu verändern, und nicht nur wohlklingende Absichtserklärungen. ■



© zvg

Die Daten sprechen für sich

Um auf eine Diskriminierung von Frauen in der Filmindustrie reagieren zu können, braucht es Daten, die eine Ungleichheit belegen. Vor etwa zehn Jahren hat man in der Schweiz mit der systematischen Erhebung begonnen. Der Anstoss kam durch verschiedene Berufsverbände, wie ARF und Focal, und der dafür innerhalb des Dachverbands CinéSuisse geschaffenen Arbeitsgruppe «Gender Equality». Auf ihre Initiative haben sich die Förderinstitutionen in der Schweiz seitdem zur Datensammlung verpflichtet. Die 2021 vom Bundesamt für Kultur erstellte, umfangreiche Studie zeigt, dass die Verteilung der Geschlechter trotz einer Ausgewogenheit in der Ausbildung in fast allen Bereichen vor und hinter der Kamera deutlich ungleich ist. Der Berufseinstieg und -verbleib scheint bei Frauen herausfordernder zu sein als bei Männern. Die Datenerfassung sowie das Sichtbarmachen dieser Resultate, das Kernziel der AG, sei wesentliche Grundlage um Massnahmen für die Verbesserung der Situation überhaupt anstossen zu können. Sich selbst sieht die AG als beobachtende und begleitende Instanz, die das Thema Gleichstellung immer wieder innerhalb des Sektors aufbringt und Anstösse gibt. So hat sie massgeblich auch den Aufbau einer kulturspartenübergreifende nationalen Anlaufstelle für Missbrauchsfälle angeregt. Während die konkrete Umsetzung noch ausbleibt, hat sich das BAK in der geltenden Kulturbotschaft aber zumindest für eine Evaluation des Bedarfs verpflichtet. ■ *teV Siehe auch Seite 23.*

Gemeinsam besser schützen

Unter der Leitung von Cinéforum haben fünf Berufsverbände ein Abkommen unterzeichnet, um ein sichereres und respektvolleres Arbeitsumfeld für die audiovisuelle Branche der Westschweiz zu schaffen.

Von Alexandre Ducommun

Anlässlich des Locarno Film Festival präsentierte der regionale Fonds Cinéforum die Ergebnisse einer vor zwei Jahren lancierten Initiative. Das Abkommen zur Prävention und Bekämpfung von Persönlichkeitsverletzungen in Westschweizer audiovisuellen Produktionen hat zum Ziel, gesunde und respektvolle Arbeitsbedingungen für Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen der Westschweizer Filmbranche zu schaffen.

Obwohl das Abkommen sich auf das Arbeitsgesetz stützt, betont die Präsidentin von Cinéforum, Isabelle Chassot, dass Sicherheit am Arbeitsplatz «nicht überall eine Selbstverständlichkeit ist», insbesondere im Kulturbereich, der finanziell unter Druck steht. Das präventive Abkommen erfüllt somit eine Doppelfunktion: Einerseits nimmt es die Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen in die Verantwortung, indem es an die gesetzlichen Vorgaben mahnt, und andererseits definiert es eine Liste von Massnahmen und Pflichten, die eingehalten werden müssen, um Förderungen des regionalen Fonds zu erhalten.

Vorbeugen ist besser als Heilen

Zusätzlich zum symbolischen Charakter der von fünf Berufsverbänden (AROPA, FTB-ASITIS, ARF-FDS, SSFV und Fonction: Cinéma) unterzeichneten Charta schafft das Abkommen konkrete Verpflichtungen für alle in der Westschweiz geförderten Produktionen.



Die feierliche Unterzeichnung der Charta fand im PalaCinema in Locarno statt.
© Eduard Meltzer

Die Massnahmen setzen auf mehreren Ebenen an. Die Produktionsfirmen müssen zuerst die Charta unterzeichnen und dann eine spezielle Ausbildung absolvieren und Zugang zu einer Vertrauensperson innerhalb des Unternehmens sicherstellen. Die endgültige Genehmigung der Förderung ist an die Vorlage eines detaillierten Schutzkonzepts gebunden, das die Produktionsfirma im Falle eines Vorfalls befolgen muss. Zudem muss Cinéforum unverzüglich informiert werden. Um die Umsetzung zu erleichtern, bereitet AROPA ein praktisches Instrumentarium vor, während FOCAL ab November Ausbildungen für Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen anbietet, in denen juristische Aspekte, Fallstudien und Krisenkommunikation behandelt werden.

Die korrekte Umsetzung der Massnahmen wird von einer Kontroll- und Umsetzungskommission überwacht, bestehend aus dem Generalsekretär von Cinéforum, einem Juristen oder einer Juristin, einer Vertretung der öffentlichen Hand sowie pro unter-

zeichnendem Verband je einem oder einer Delegierten in beratender Funktion. Die Aufgabe dieser Kommission ist es, die Einhaltung der Verpflichtungen zu überwachen, Statistiken zu erstellen und gegebenenfalls Sanktionen auszusprechen. Dies soll aber nur als letztes Mittel eingesetzt werden, und ausschliesslich bei Verstössen gegen die Präventionspflichten. Die Behandlung konkreter Fälle liegt in der Verantwortung der Produktionsfirmen.

Ein landesweiter Horizont

Das Abkommen tritt per 1. Januar 2026 in Kraft und gilt für Produktionen, die vom Westschweizer Fonds unterstützt werden. Stéphane Morey, Generalsekretär von Cinéforum, betont, dass es «von Anfang an unser Ziel war, diese Fragestellungen und unsere Lösungen auf nationale Ebene auszuweiten». Drei der unterzeichnenden Verbände sind schweizweit tätig und sprechen sich gemäss Morey für eine landesweite Lösung aus. ■

Anzeige

CB
CINEBULLETIN

Zeitschrift und Plattform der Schweizer Filmbranche
Revue et plateforme des professionnel-le-s de l'audiovisuel suisse



50 Jahre Leidenschaft
für das Kino



50 ans de passion
pour le cinéma



Eindringen in dunkle Klänge

Von Silvia Posavec



Filmstiff aus «Wolves» von Jonas Ulrich. | Selma Kopp.

Jonas Ulrichs Spielfilmdebüt «Wolves» feiert am Zurich Film Festival seine Weltpremiere. Die junge Darstellerin Selma Kopp übernimmt darin die Hauptrolle und begibt sich in die (Unter-)Welt des Black Metal.

Kaum ein Beruf wird mit mehr ehrfürchtiger Bewunderung betrachtet als das Schauspiel – viele träumten schon als Kind davon, einmal auf der grossen Leinwand zu stehen. Dass sich die Lust am Spielen aber auch still und leise, ganz im Verborgenen entwickeln kann, zeigt die Zürcher Nachwuchsdarstellerin Selma Kopp. Selbst ihre Eltern erfuhren erst von ihrem Wunsch, Schauspielerin zu werden, nachdem sich die gelernte Pharmaassistentin heimlich an der Zürcher Stage Academy beworben hatte – und, zu ihrer eigenen Überraschung, aufgenommen wurde. Weder ihre Familie noch ihr Freundeskreis hatten je Berührung mit der Filmwelt. Auf die berufsbegleitende Ausbildung, die über zwei Jahre mit Schauspiel-, Gesangs- und Kommunikationstraining auf den Berufseinstieg vorbereitet, wurde sie eher zufällig durch einen Kollegen aufmerksam. Kopp mochte ihre Arbeit in der Apotheke, spürte aber, dass es da draussen noch mehr geben musste: «Ich wollte etwas machen, das mich besser fühlen lässt und mir mehr Freude bereitet», beschreibt die 24-Jährige ihre damaligen Gedanken, an die sie sich noch lebhaft erinnert.

Mit ähnlicher Nonchalance kam sie auch zu ihrer ersten Hauptrolle. Die Ausschreibung für die Figur der Luana im Spielfilm «Wolves» des Zürcher

Regisseurs Jonas Ulrich entdeckte sie, «ganz unromantisch», wie sie lachend erzählt, auf Instagram. Neugierig und energiegeladen bewarb sie sich kurzerhand, obwohl sie noch mitten in der Ausbildung steckte. Tatsächlich sollte sie sich als ideale Besetzung erweisen. Ulrich suchte eine unvoreingenommene Darstellerin, die sich mit professioneller Offenheit auf eine filmische Reise in die Untiefen der Black-Metal-Szene einlassen würde.

Musikwelt

Das Drama erzählt die Geschichte einer jungen Frau, die ihrem Alltag als Erzieherin und familiären Spannungen entfliehen will, indem sie sich dem Bandprojekt (WLVS) ihres Cousins anschliesst, und eine Beziehung mit dem umstrittenen neuen Frontmann Wiktor (Bartosz Bielenia) eingeht. Der Wunsch ihrer Figur, ihr Leben radikal zu verändern, war Kopp vertraut. Dass sie noch keine Set-Erfahrung hatte, erwies sich als Vorteil. «Meine Entwicklung als Luana war eigentlich recht ähnlich wie meine Entwicklung als Selma, die Schauspielerin im Film», sagt sie. «Mir ging es immer auch ein bisschen wie Luana.»

Auch musikalisch betrat sie Neuland. Um einen Zugang zur Welt des Black Metal zu finden, erhielt sie vom Team eine speziell zusammengestellte Luana-Playlist. Oft lief sie in ihren Kopfhörern, wenn sie mit der Strassenbahn durch Zürich fuhr. Mit der Zeit begann sie, den düsteren Klang und den schrillen Gesang nicht nur zu hören, sondern auch zu spüren.

Raum für Improvisation

«Wolves» ist auch Jonas Ulrichs erster Langfilm. Das Exposé wurde 2022 als Siegerprojekt des Förderprogramms

«Fast Track» der Zürcher Filmstiftung ausgezeichnet und von Dynamic Frame produziert. Besonders an dem hybriden Projekt war der Ansatz, die Besetzung mit Musiker und Musikerinnen aus der Szene und professionellen Darstellenden zu besetzen. Ziel war ein möglichst unverfälschter Einblick in deren Lebenswelt. Das Drehbuch entstand parallel zu den Aufnahmen; viele Dialoge entwickelten sich aus der Zusammenarbeit zwischen Regie und Ensemble. Die grosse Improvisationsfreiheit kam Kopp entgegen: Sie konnte Luanas Sprache zu ihrer eigenen machen und die Figur mitgestalten. Da chronologisch gedreht wurde, blieb ihr zudem Zeit, sich auf die intensiven Szenen mit Bartosz Bielenia einzulassen. Der polnische Schauspieler wurde durch Jan Komasa's Oscar-nominiertes Drama «Corpus Christi» (2019) bekannt. Die emotional und physisch fordernden Momente gegen Ende des Films stellten für Kopp eine Herausforderung dar, doch sie fühlte sich gut vorbereitet. Um sich auf intime wie ideologisch aufgeladene Szenen einlassen zu können, nahmen sie an Intimitäts- und Sensibilitätsberatungen teil.

«Es war sehr beeindruckend zu sehen, mit welcher Professionalität Selma Kopp und Bartosz Bielenia am Ende des Drehs vor der Kamera miteinander umgegangen sind», beschreibt Ulrich die Zusammenarbeit. «Wolves» feiert 2025 am Zurich Film Festival im Spielfilmwettbewerb Weltpremiere, und markiert zugleich Selma Kopp's Debüt auf der Kinoleinwand mit einer intensiven, nuancierten und kraftvollen Rolle. ■

Pema Shitsetsang ist eine Schweizer Schauspielerin mit tibetischen Wurzeln. In ihrem Beruf geht es um bekommene, erkämpfte und umgesetzte Chancen. Mit viel Hartnäckigkeit und Leidenschaft verfolgt sie unerschütterlich ihren Karriereweg.

Von Teresa Vena

Wann haben Sie sich für eine Karriere als Schauspielerin entschieden?

Das war noch bevor ich 2001 meine kaufmännischen Lehre abschloss. Ich hatte mit meinen Eltern vereinbart, eine solide Ausbildung zu absolvieren. Danach ging ich sofort meinem Wunsch nach, an Schauspielschulen vorzusprechen. 2006 hat es nach vier Jahren vorsprechen geklappt, und ich begann, Theater an der Hochschule der Künste in Bern zu studieren. Für Kinder von Eltern mit Migrationshintergrund ist es in der Schweiz schwer, eine künstlerische Laufbahn einzuschlagen. Es fehlt ihnen hier in der Regel an erfolgreichen Vorbildern. Nicht alle Türen stehen uns Menschen mit Migrationshintergrund gleich weit offen. Einige Türen sind auch ganz zu. Wenige können sich in den erschwerten, bestehenden Strukturen eine Karriere aufbauen. Es verlangt sehr viel Hingabe ab, sich immer wieder für diesen Beruf und damit gleichzeitig gegen deutlich einfachere und erfolversprechendere Berufslaufbahnen zu entscheiden.

Wie waren Ihre Anfänge?

Während des Schauspielstudiums erhielt ich den Schauspielstudienpreis des Migros Kulturprozent. Ich war stolz, dass Susanne-Marie Wrage damals in der Jury sass. Ich bin ein Fan von ihrem Spiel. Nach meinem Bachelor in Theater hatte ich einen ganz starken Start. Ich spielte eine Hauptrolle in einem Theaterstück («Multiple Option_14»), eine Nebenrolle in einer Schweizer Serie («Hunkeler Silberkiesel») und erhielt nach monatelangen Vorsprechen eine tragende Nebenrolle für eine deutsch-schweizerische Kinofilmproduktion («Wie zwischen Himmel und Erde»), an der Seite von Hauptdarstellerin Hannah Herzprung war ich eine Schlepperin, die Menschen zur Flucht verhilft. Wie in unserer Branche üblich, bewarb ich mich dann bei Schauspielagenturen. Trotz sehr guter Schauspielausbildung und guten Rückmeldungen zu meinem Portfolio erhielt ich nur Absagen. Eine Agentur bat um mein Verständnis mit den Worten, dass für meinen Typ die Zeit eben noch nicht da sei. Ausserdem hätten sie bereits eine Person mit Migrationshintergrund und da würden wir uns gegenseitig konkurrenzieren. Diese Zuweisung empfinde ich als Demütigung, für mich und auch für die andere Person. Unsere Wurzeln liegen in anderen

Ländern und optisch ähnelten wir uns auch nicht. Bei Personen ohne Migrationshintergrund war der vermeintlich gleiche «Typ» in dieser Agentur kein Kriterium.

Spielen Sie auch Theater?

Theatermässig habe ich vor allem in Bern gespielt und war in einigen Stücken vertreten. Zurzeit mache ich aber eine Pause von der Theaterbühne. Lange Probenstage lassen sich für mich mit der Rolle als Mutter eines Kleinkindes nicht gut vereinbaren. Ich habe auf der Bühne Verschiedenes gespielt, eine Soldatin, einmal eine Superheldin, Karoline aus «Kasimir und Karoline», Antigone. An der Bühne gefällt mir das Durchspielen, «Schnitt» erfolgt erst dann, wenn der Vorhang fällt. Du füllst den Moment, wachst mit den Kollegen und Kolleginnen über sechs Wochen hinweg zu einem Ensemble zusammen. Es entsteht eine Verbundenheit mit dem Publikum und mit dem Raum, was wiederum einen Einfluss auf mein Spiel hat. Im Film habe ich meistens kleinere Nebenrollen. Da springt man aus dem Nichts quasi für den einen Drehtag in einen Schauplatz, liefert ab so gut es geht und geht am selben Tag wieder raus. Das hat auch seine Vorteile aber ist eine ganz andere Konstellation. Die Rolle kann mir dennoch sehr am Herzen liegen.

Wie sind Ihre Erfahrungen im Schweizer Film bisher gewesen?

Die schönste Erfahrung habe ich im Episodenfilm «Peripherie» gemacht. Der Regisseur Jan-Eric Mack hat mich als Hauptdarstellerin besetzt und die Zusammenarbeit basierte auf gegenseitigem Vertrauen und Wertschätzung. Solch eine Erfahrung wünsche ich anderen Schauspielern und Schauspielerinnen auch. Eine tolle Regie kann in uns Magie auslösen. Ich habe dort eine ambitionierte Polizistin gespielt, die an ihrem ersten Arbeitstag zu sehr Gas gibt. Der Schweizer Film bedeutet für mich die Arbeit mit den jeweils Involvierten im Projekt. Da gibt es gute und weniger gute Erfahrungen. Besonders wertschätzend waren die Zusammenarbeit mit Regisseurin Andrea Štaka für die Serie «Neumatt», wo ich eine Journalistin spielte oder mit Regisseurin Katalin Gödrös für eine «Tatort»-Folge, in der ich die Partnerin der Hauptkommissarin war. Gödrös meinte später, dass sie meine Rolle gerne mehr ausgebaut hätte. Und kürzlich spielte ich in Petra Volpes «Heldin» eine Ärztin. Diese Rollen kamen alle über Glaus und Gut Casting. Corinna Glaus habe ich während meines letzten Studienjahres kennengelernt und seither bin ich in ihrer Kartei. Da ist über die vielen Jahre ein Vertrauensverhältnis gewachsen und ich schätze, dass sie, Nora und Mirjam bei Besetzungen an mich denken.

Glauben Sie, dass Sie im Schweizer Filmschaffen mit Vorurteilen konfrontiert werden?

Mit Bestimmtheit. Es ist zukunftsweisend das Schauspielern und Schauspielerinnen mit Migrationshintergrund ebenso



© zvg

Pema Shitsetsang

einen Film tragen können und hierfür für Hauptrollen besetzt werden. So lange dies noch nicht der Normalität der Filmkultur in unserem Land entspricht, ist da viel Luft nach oben. Meine beruflichen Möglichkeiten ergeben sich aus bestimmten Rahmenbedingungen, die ich zu nutzen weiss, sobald sie mir offen stehen. Ich weiss, dass ich Schauspielerin bin und spielen kann. Je älter ich werde, desto mehr Freude habe ich am Spielen. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass ich niemandem mehr etwas beweisen möchte. Ich finde den Beruf an sich sehr wertvoll, nicht unbedingt das Geschäft drum herum.

Welche Projekte haben Sie besonders geprägt?

Wie ich schon sagte, war die Arbeit mit Jan-Eric Mack an «Peripherie» für mich sehr besonders. Ich erinnere mich noch an den Moment des Anrufs mit der Zusage. Ich war begeistert über diese tragende Rolle, die auch ein Mensch mit Migrationshintergrund sein durfte, aber nicht unbedingt hätte sein müssen. Meine Rolle wurde von Romana Friedli geschrieben. Türen gehen nur auf, wenn sie gerne aufgemacht werden. Das ist bestimmt eine zukunftsweisende und längst nötige Perspektive. Das ist eine grosse Chance, über die Filmhandlung politische Position beziehen zu können, ohne sich lauthals abseits davon zu beklagen. Letztes Jahr hatte ich einige Vorsprechen mehr als die Jahre davor, alle durch Glaus und Gut Casting und dann kam ganz unerwartet eine Anfrage aus Australien für eine Apple-Produktion. Ich hätte eine wichtige Nebenrolle neben Schauspielgrössen wie Willem Dafoe und Tom Hiddleston übernehmen sollen. Nach einem 11-monatigen Prozess kam leider die

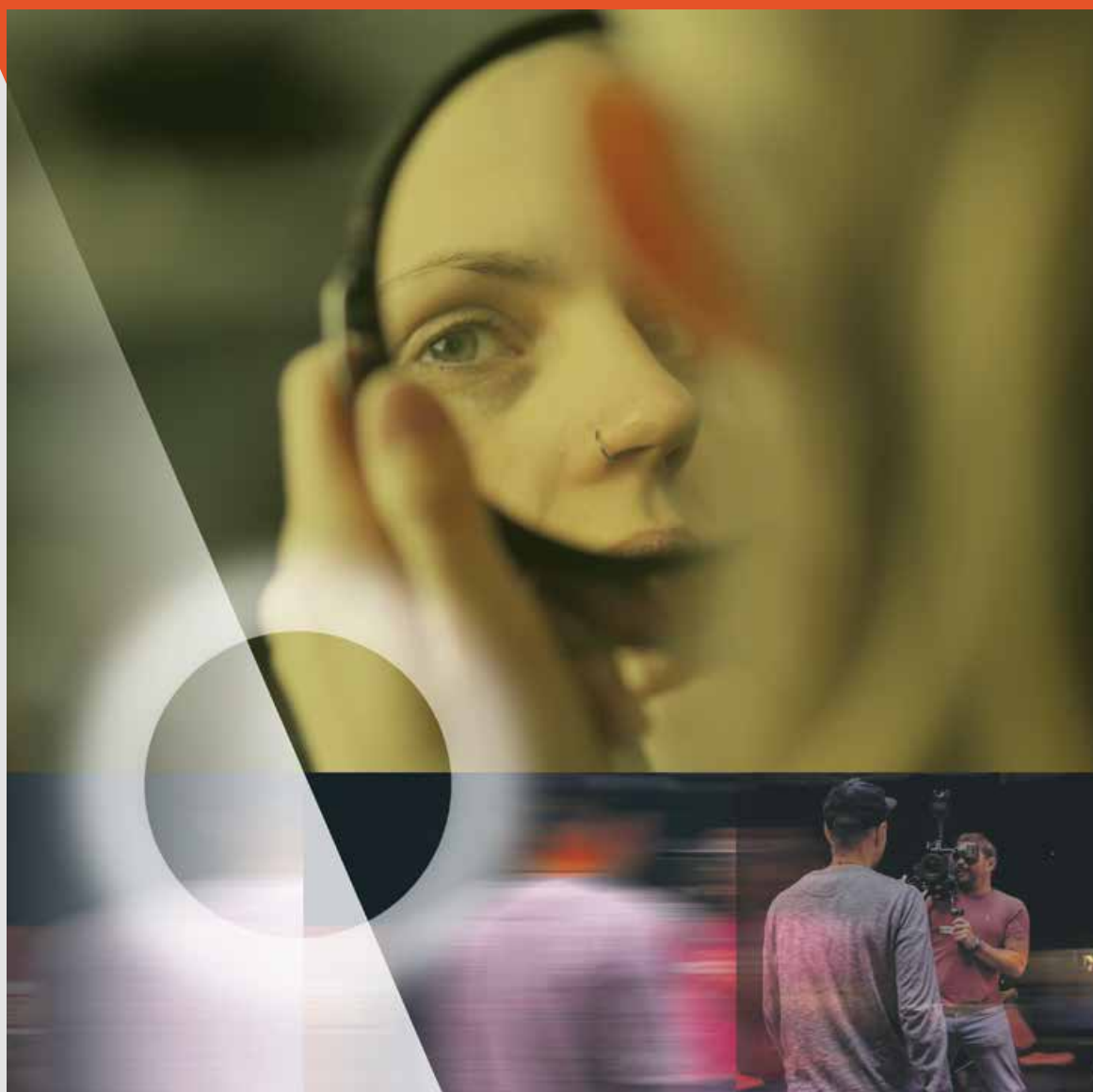
Absage, aber der Erfolg liegt für mich darin, dass ich um diese Rolle kämpfen... oder besser gesagt spielen konnte. Ausserdem hat die BAFTA-nominierte Casting-Direktorin Nikki Barrett, die am Projekt arbeitete, mein deutschsprachiges Material gut gefallen. Ich werde mich bemühen, den Kontakt aufrecht zu erhalten, da ist etwas wie ein neuer Raum aufgegangen. Des Weiteren habe ich eine tragende Rolle im Kurzfilm «My Sweet Pala» einer japanischen Regisseurin gespielt. Wir haben in den USA gedreht und ich spiele auf Englisch. Zudem steht mir der Stoff nahe: Ich bin Teil einer tibetischen Familie, die in die USA immigriert ist.

Was ist Ihnen bei der Arbeit an ausländischen Produktionen aufgefallen?

Ich kann von meiner Erfahrung mit tibetischen Filmschaffenden sprechen. Für «Royal Cafe» einem Kurzfilm der Regisseurin Tenzin Dazel haben wir 2016 in Paris gedreht. Ich habe eine erfolglose Modedesignerin gespielt. Da es sich um eine Hauptrolle handelte, habe ich sehr lange im Voraus mit der Regisseurin zusammengearbeitet. Das war ein sehr kreativer Prozess. Bis heute haben wir engen Kontakt und möchten wieder zusammenarbeiten. Ich schätze hier sehr, dass wir aus unserer Linse, als Tibeterinnen erzählen. Vieles an Erklärung oder Einführung fällt weg, es braucht keine Erklärung, dass eine Person mit Migrationshintergrund vorkommt.

Setzen Sie sich aktiv für Chancengleichheit im Film in der Schweiz ein?

Ich bin 44 Jahre alt und bin sehr zufrieden mit meinem Leben. Trotzdem möchte ich darauf hinweisen, dass unsere Filmbranche ein strukturelles Problem aufweist, das noch nicht behoben ist. Genau genommen, handelt es sich um eine rassistisch geprägte Ordnung. Als Schauspielerin verfüge ich über ein feines Gespür. Es ist eine Fähigkeit, die mit den Jahren immer besser wird. Ich bin keine Rassismusexpertin und bin in meinem Beruf auch nicht als erstes Aktivistin, sondern Schauspielerin. Als erwachsene Frau und Mutter eines Kindes mit Migrationshintergrund nehme ich mir aber gerne den Raum, sei es im Privatleben oder an einem Podium oder ähnlich, um mich zu diesem Thema frei zu äussern. Es ist eine Debatte, die keinen mehr überraschen sollte. ■



EXPERT·INNEN AUS DER BRANCHE GESUCHT

FOCAL, die Stiftung Weiterbildung Film und Audiovision, sucht eine·n

- Programmverantwortliche·n im Bereich Kino und Verleih
- Programmverantwortliche·n im Bereich Filmschauspiel



Mehr Informationen:
www.focal.ch

focal

Humor zwischen Zensur und Selbstzensur

Michael «Bully» Herbig wirft sich mit der Fortsetzung seiner Wilder Westen-Parodie Hals über Kopf in Abgründe der Politischen Korrektheit.

Von Teresa Vena

Nach fast 25 Jahren will der deutsche Filmmacher Michael «Bully» Herbig an den aussergewöhnlichen Erfolg (12 Millionen Kinoeintritte) seiner Western- und Karl May-Parodie «Der Schuh des Manitu» anknüpfen und präsentiert «Das Kanu des Manitu».

Damit hätte man eigentlich nicht rechnen können. Denn schon nach Erscheinen geriet der erste Film ins Visier der Karl May-Traditionalisten. Der französische Schauspieler Pierre Brice, der in der Verfilmungsreihe der Sechziger- und Siebzigerjahre die Rolle des fiktiven Ureinwohners Winnetou übernommen hatte, traf 2001 bei «Wetten dass...» auf Herbig. Er sei entsetzt, denn für Herbig's Film habe er ein Wort übrig: Respektlosigkeit.

In der Zwischenzeit sehen viele den Stoff an sich, also auch die Karl May-Romane und ihre Verfilmungen, als «kulturelle Aneignung», also als abwertende Instrumentalisierung. Dazu kommt dass sich geändert hat, wie Humor in der Gesellschaft wahrgenommen wird. Satire ist zu einem Fettnäpfchen-Parcours geworden, tatsächliche oder vermeintliche Fehlritte schlagen insbesondere in den sozialen Medien hohe Wellen und können ihre Autoren mitunter in existenzielle Nöte bringen.

Dem Risiko stellt sich Herbig, indem er den amerikanischen Ureinwohner Abahachi und dessen homosexuellen Bruder Winnetouch wieder zum Leben erweckt. Genauso wie der Vorlage von Karl May wird auch Herbig vorgeworfen, ein irreführendes, wenn nicht rassistisches Bild der amerikanischen indigenen Völker zu zeichnen. Ebenfalls kritisiert wird, dass der als effeminiert dargestellte Winnetouch eine homophobe Sichtweise Herbig's widerspiegle. Das sind die zwei grössten Vorwürfe gegenüber dem Stoff. An diese Grundkonstellation hält sich nun auch der Folgefilm.

Erwachsener geworden

«Das Kanu des Manitu» ist aber trotzdem anders. Man hat fast komplett auf sexuell motivierte Anzüglichkeiten verzichtet, die Frauenfiguren im weiterhin dominant männlichen Ensemble haben mehr Raum bekommen. Winnetouch hat sich ebenfalls emanzipiert, er weiss jetzt zu kämpfen, seine Präsenzzeit hat sich allerdings radikal verkürzt. Insgesamt ist der Film also «erwachsener» geworden. Er enthält viele Querbezüge nicht nur zu dem Vorgängerkino, sondern auch zu anderen Figuren



Filmstill aus «Das Kanu des Manitu» von Michael «Bully» Herbig.
© herbX film Constantin Film / Luis Zeno Kuhn

aus dem Herbig-Universum und zitiert kulturhistorische Referenzen, die für nostalgische Identifikation sorgen.

Entstanden ist erneut eine dichte Komödie, mit viel Klamaus und noch mehr Wortwitz. Die passiv-aggressive Stimmung zwischen Abahachi und seinem weissen Blutsbruder-Siedler

Ranger steht im Vordergrund und wiederholt einige Kulturmomente: Die beiden hängen am Galgen, Ranger fragt, wieso Abahachi schlechte Laune habe: «Ich bin mit der Gesamtsituation unzufrieden», antwortet dieser.

Dass der Film viel Stoff für Diskussionen bieten würde, hat sich bewahrheitet, und die Kontroversen begannen noch vor dem Kinostart. In Kommentaren und Analysen auf seriöseren wie den sozialen Medien vergaloppiert man sich. Die einen finden, der Film sei nur noch ein «Eiertanz» flacher, möglichst konfliktscheuer Witze, die anderen machen ihn zur Galionsfigur gegen eine Bewegung, die nur absolut politisch korrekten Humor akzeptiert. Von beiden Seiten wird er instrumentalisiert: Die ersten sind enttäuscht, dass der Film nicht mehr Material für Polemik bietet, die anderen wollen ihn als Trotzobjekt nutzen, um eine an sich sinnvolle gesellschaftliche Debatte lächerlich zu machen.

Herbig, der das Drehbuch gemeinsam mit Christian Tramitz und Rick Kavanian geschrieben hat, sagt: «Ich bin kein politischer Regisseur. Der Film soll Spass machen, damit Menschen entspannen und ins Gleichgewicht kommen.» Den gesellschaftlichen Druck hat er natürlich nicht völlig ignoriert, doch «Zeitgeist verändert sich schnell». «Das bedeutet aber nicht, dass unser eigener Humorkompass sich nicht verändert hätte in den Jahren», erklärt er. Diesem ist das Trio gefolgt: «Wir haben alles aufgeschrieben, was wir lustig finden», ergänzt Christian Tramitz.

«Das Kanu des Manitu» ist vielleicht sogar besser als sein Vorgänger. Der Film hat sich einiger Peinlichkeiten entledigt, er ist auch tiefgründiger geworden, ohne moralisierend zu sein. Sicher, noch immer bleibt die Grundkritik am ausgewählten Stoff. Darf man als Europäer ein Volk satirisch darstellen, das von Europa aus kolonialisiert wurde? Gedreht wurde übrigens in Spanien und in den USA, mit Einbezug amerikanischer Ureinwohner. ■

Zwischen Bescheidenheit und gesundem Selbstbewusstsein

Er verliess die Schweiz vor über dreissig Jahren, um Karriere zu machen – eine die in der Schweiz nicht möglich wäre. Der Berner Daniel Bernhardt hat sich als Schauspieler und Kampfkunsttrainer in den USA etabliert.

Von Teresa Vena



© Edoardo Nerboni

Daniel Bernhardt.

Zuhause im Actionfilm

Für den Film musste er gar nicht erst vorsprechen. Der Produzent kannte ihn bereits. Als schwertschwingenden Muskelprotz, der Köpfe und Glieder abschlagend durchs Bild geht, war er die ideale Wahl. Bernhardt freut sich über die Hauptrolle. «Leute lieben solche Filme», wusste er, nachdem er die ersten zwanzig Seiten des Drehbuchs gelesen hatte. Es ist die Art Filme, denen er seine Karriere verdankt.

Mit rund 20 Jahren verliess er die Schweiz für Paris, wo er als Fotomodell arbeitete. Danach ging er mit 28 erst nach New York und dann nach Los Angeles, um ins Filmgeschäft einzusteigen. Bei den meisten war er Kampfkunsttrainer für die Darsteller, immer öfters hat er auch selbst Protagonistenrollen übernommen. Seine Muskeln sind sein Kapital. Das brachte ihm seine Zusammenarbeit mit Jean-Claude Van Damme bei einem Werbefilm von Versace Anfang der 1990er Jahre ein und begründete seinen Durchbruch. Mittlerweile zähle seine Filmografie über 100 Titel, sagt er lachend.

Er arbeitete mit Sylvester Stallone und auch Arnold Schwarzenegger. «Arnold ist sehr freundlich und grosszügig». Ein anderes seiner Vorbilder seit seiner Jugend ist auch Bruce Lee. «Ich habe Fussball gespielt und dann Kampfkunst gemacht», sagt Bernhardt. Mit Filmen ist er ebenfalls früh in Kontakt gekommen. Er hat im ehemaligen Kino Splendid in Bern gearbeitet und viel geschaut. «Casablanca» zählt er zu seinen Lieblingsfilmen, er schaut ihn mindestens einmal im Jahr. Besonders gerne sieht er sich spektakuläre Actionfilme wie «Gladiator», «Braveheart» oder «Heat» an, Filme, wie die, in denen er selbst aktiv ist: «Ich liebe diese Welt und ich bin gut darin.»

Strenge Disziplin

Als Berühmtheit bezeichnet sich Bernhardt selbst nicht. Wenn man ihn dafür bewundert, dass er mit Hollywoodgrössen verkehrt, freut er sich, doch er gibt sich bescheiden und dankbar. Wenn er aber erklärt, wieviel Disziplin und Hartnäckigkeit für seine Laufbahn notwendig waren und sind, spürt man den Stolz über das Erreichte. «Ich trainiere jeden Tag, aber nicht, wie es sich viele vielleicht vorstellen, von morgens bis abends, sondern eineinhalb Stunden täglich.» Für «Deathstalker» musste er fünf Kilo zunehmen und Muskeln aufbauen, weswegen er zwei Mahlzeiten mehr pro Tag zu sich nahm.

Mit Bob Odenkirk, dem Star aus den Serien «Breaking Bad» und «Better Call Saul», hat er über Jahre trainiert, um ihn für «Nobody» und «Nobody 2», erst gerade in den Kinos anlaufend, fit zu machen. Odenkirk hatte noch nie Kampfsport gemacht, Bernhardt ging mit ihm Radfahren und Wandern, zeigte ihm Boxen und Kickboxen, alles damit der Schauspieler im Film zur Kampfmaschine wird. Bernhardt spielte selbst mit, an der Seite von Sharon Stone.

Seine Sprechweise und seine grosszügige, herzliche Art glaubt man, auf den US-amerikanischen Einfluss zurückführen zu können. Bernhardt ist dennoch mit der Schweiz verbunden. Vor zehn Jahren versuchte er sich auch im hiesigen Filmgeschäft, aber über einem Auftritt in einer Folge einer Fernsehserie ging es nicht weiter. Bisher bleibt er also in den USA. Von politischen Spekulationen lässt er sich nicht ablenken.

Sein Ehrgeiz treibt ihn dazu, nicht aufzugeben, immer aktiv zu bleiben und sich seine eigenen Chancen zu schaffen. So hat er schon seinen ersten Kurzfilm in eigener Regie gedreht. Die Figuren, die er spielt, nehme er ernst, sich selbst nicht zu ernst. Und sonst wolle er die machen lassen, die wissen, was sie tun. «Ich bin ein Puzzle in ihrem Plan», sagt er in aller Bescheidenheit. ■

Anzeige



Für mehr Vielfalt im Film

Der Diskurs über Diversität und Gleichstellung hat die globale Filmindustrie in den vergangenen zehn Jahren zunehmend beschäftigt. Dabei geht es um Geschlechtergerechtigkeit, aber auch transsexuelle, non-binäre und in westlichen Gesellschaften marginalisierte Gruppen fordern ihren Platz in der Branche ein.

Von Silvia Posavec

Eine Studie der US-amerikanischen Annenberg Inclusion Initiative von 2024 zeigt, dass der Anteil weiblicher Sprechrollen in den weltweit 100 erfolgreichsten Filmproduktionen seit 2007 kaum gestiegen ist: Das Verhältnis männlicher zu weiblichen Rollen stagniert bei 2,2 zu 1. Auch Filmschaffende unterschiedlicher Ethnien und aus der LGBTQ+-Gemeinschaft bleiben unterrepräsentiert. Wie wird das Problem angegangen, welche Konzepte zeigen Wirkung, und wo besteht weiterer Handlungsbedarf?

Filmfestivals sind zu wichtigen Bühnen für Initiativen gegen Diskriminierung und strukturelle Ungleichheiten geworden. Ein bedeutender Moment war der Protest auf dem roten Teppich in Cannes 2018: Unter Jurypräsidentin Cate Blanchett demonstrierten 82 Frauen, unter ihnen Agnès Varda, Léa Seydoux und Jane Fonda, für mehr Gleichstellung. Seitdem stehen auch Festivals selbst bei der Jury- und Wettbewerbsauswahl verstärkt unter Beobachtung.

Einzelne Unternehmen präsentieren ihr Engagement öffentlichkeitswirksam, wie etwa Kering: Das «Women in Motion»-Programm des französischen Luxuskonzerns vergibt jährlich in Cannes Auszeichnungen und organisiert Gespräche, bei denen Filmschaffende wie Nicole Kidman offen über Gleichstellung und Perspektiven von Filmschaffenden sprechen. Kidman arbeitet mit Nachwuchsregisseurinnen zusammen und fungiert als Vorbild. Sie und weitere Prominente fungieren als wichtige Impulsgeberinnen, verleihen zusätzlich Sichtbarkeit.

Finanzielle Unterstützung

Ein zentrales Hindernis für mehr Gleichstellung und Diversität im Film bleibt der Zugang zu finanziellen und strukturellen Mitteln. Eine European Women's Audiovisual Network-Studie von 2016 zeigt, dass Regisseurinnen in sieben europäischen Ländern deutlich geringere Filmbudgets erhalten. Aus Erkenntnissen wie diesen entstanden gezielte Förderangebote, die neue Ansätze im Bereich der Projektfinanzierung erproben.

Die US-amerikanische Non-Profit-Organisation Breaking Through The Lens (BTTL) richtet sich an unterrepräsentierte Filmschaffende – darunter Frauen, transsexuelle und non-binäre Personen – und verbindet sie mit interessierten Investoren. BTTL ist eine Finanzierungsplattform und bietet ihren Teilnehmenden Mentorat und Workshops. Bereits ihre erste Präsentationsrunde 2019 zeigte Wirkung: Der Spielfilm «Clara Sola», Regiedebüt der costa-rikanisch-schwedischen Nathalie Álvarez Mesén, wurde von BTTL unterstützt und feierte zwei Jahre später Premiere bei der Quinzaine des Cinéastes in Cannes.

Einen anderen Ansatz verfolgt das in den Niederlanden angesiedelte Netzwerk New Dawn. Es wird aus öffentlichen Mitteln von neun europäischen und einer kanadischen Filmförderinstitution finanziert und unterstützt Erst- und Zweitfilme unabhängiger Produktionen mit bis zu 200'000 Euro – vorausgesetzt, es liegt bereits eine nationale oder regionale Förderung vor. Im Zentrum stehen



Filmstill aus «Clara sola» von Nathalie Álvarez Mesén.
© Trigon-Film

Projekte von unterrepräsentierten Filmschaffenden. Ein Beispiel ist der Film «My Favourite Cake» des iranischen Duos Maryam Moghaddam und Behdash Sanaeeha, der 2024 im Wettbewerb der Berlinale vertreten war.

Was Diversität angeht, setzen Streaming-Plattformen Massstäbe. Netflix engagiert sich mit dem Netflix Fund for Creative Equity, der seit 2021 rund 29 Millionen US-Dollar in Projekte in über 35 Ländern investiert. 2024 entstand beispielsweise ein Programm für junge Regisseurinnen aus arabischen Staaten in Zusammenarbeit mit dem Arab Fund for Arts and Culture, ebenso unterstützte Netflix acht US-amerikanische transsexuelle Filmschaffende in Kooperation mit dem Transgender Film Center. 2024 erhielten erstmals die Hälfte der 100 erfolgreichsten Netflix-Produktionen den «ReFrame Stamp», ein Gütesiegel für geschlechtergerechte Besetzungen.

Sichtbarkeit und öffentlicher Druck sind wichtig, ebenso gezielte Förderprogramme. Doch für nachhaltige Veränderungen braucht es mehr: strukturelle Massnahmen wie verbindliche Produktionsstandards, die Implementierung von einer Inklusionsklausel in Arbeitsverträgen oder gesetzliche Vorgaben. In Grossbritannien hat das British Film Institute 2016 die BFI «Diversity Standards» eingeführt. Sie definieren konkrete Kriterien für Diversität und sind Voraussetzung für eine BFI-Förderung sowie die Teilnahme an den BAFTA Awards.

Doch die langfristige Wirkung aller Massnahmen hängt nicht nur von stabilen finanziellen und politischen Rahmenbedingungen ab, auch die Gesellschaft ist gefordert. Ein tiefgreifender kultureller Wandel hin zu mehr Gleichstellung und Diversität innerhalb und ausserhalb der Filmbranche ist noch nicht vollzogen. ■



Siehe auch Interview
mit Imogen Kimmel
von Pro Quote Regie.

Stilvoll navigieren

Von Nino Christen

Der Animationsfilmemacher und Illustrator Nino Christen aus Zürich hat sich nach dem Studium an der HSLU in Luzern eine Karriere im Bereich der Auftragsfilmproduktion aufgebaut. Beim Fantoche erzählte er, wie in jedes Projekt seine eigene Perspektive einfliesst. Exemplarisch dafür präsentiert er hier drei markante Beispiele.

© Nino Christen / SRG SSR

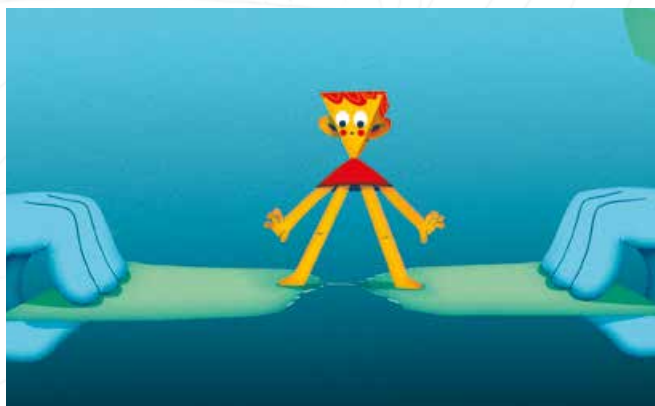


«Filosofix»,
2017, animierte
Gedankenexperimente.

Die 13-teilige Web- und TV-Serie «Filosofix» für SRF Kultur und Sternstunde Philosophie, ist ein wichtiger Meilenstein in meiner Karriere. Als erster grosser Auftrag konnte ich extrem viel lernen und mich mit meinem Animationsstudio richtig etablieren. «Filosofix» ist eine Serie, die grosse philosophische Fragen in Form von animierten Gedankenexperimenten ergründet. Die Themen sollten möglichst abwechslungsreich und mit viel Humor erzählt werden. Ich habe mich für einen reduzierten visuellen Stil entschieden, der

eine hohe Wiedererkennbarkeit hat und eine effiziente Technik mit ausdrucksstarken Figuren verbindet. Die Produktion dauerte mehrere Jahre, was eine sehr intensive und bereichernde Zusammenarbeit mit dem Sternstunde Philosophie-Team bedeutete. Dazu kommt der Austausch mit Martin Bezzola, der die Tonspur für die 1- bis 2-minütigen Episoden entwickelt und realisiert hat, die den Filmen eine markante Handschrift geben. ■

«Only a Child» ist ein visuelles Gedicht, das von über 20 Schweizer Animationsregisseuren und -regisseurinnen unter der künstlerischen Leitung von Simone Giampaolo geschaffen wurde und von Amka Films produziert wurde. Es verleiht den Worten von Severn Cullis-Suzuki beim UN-Gipfel in Rio de Janeiro 1992 – dem verzweifelten Appell eines Kindes für die Zukunft unseres Planeten – Form und Farbe. Der Omnibus-Film, hat an zahlreichen Filmfestivals Preise gewonnen und hat es auf die Shortlist der Oscars 2022 geschafft. Die individuellen Beiträge der Künstler und Künstlerinnen umfassen jeweils rund 10-15 Sekunden, darüber legt sich eine Erzählerstimme, die aus den Originalsprachaufnahmen von Cullis-Suzuki gewonnen wurde. Basierend auf einem rudimentären Storyboard, das Simone Giampaolo bereitstellte, konnte ich mich gestalterisch und dramaturgisch, sehr stark selbst einbringen. Mit einem einfachen aber auffälligen Charakterdesign und flüssigen Übergängen wollte ich die wenigen Sekunden möglichst ausdrucksstark gestalten. ■



© Nino Christen

«Only A Child», 2020,
Omnibus-Film.



Siehe auch
ninochristen.ch

Animation



© Nino Christen

Die Band The Westerns aus Los Angeles hatte die ambitionierte Idee, ein Musikvideo zu produzieren, das sich über ihr gesamtes Album erstreckt. Jedes Stück sollte von unterschiedlichen Animationskünstlern und -künstlerinnen umgesetzt und am Ende zu einem zusammenhängenden Film verbunden werden. Über meinen Kurzfilm «L'Île Noire» (2014), der als «Vimeo Staff Pick» gelistet ist, und auch an internationalen Festivals ausgezeichnet wurde, sind die Musiker auf mich aufmerksam geworden. Ihnen gefiel besonders der markante Schwarz-Weiss-Stil. Für ihr extrem düsteres Stück «Lobo» sollte ich eine ähnlich intensive Bildsprache entwickeln. Das

war eine interessante Abwechslung zu meinen meist eher humorvollen und positiven Projekten. Die Produktion meines Musikvideos dauerte zwei Monate. Wie so oft bei kulturellen Projekten war das Budget begrenzt, dafür hatte ich umso mehr kreative Freiheit bei der Gestaltung und dem Schnitt. Einige Videos aus der Serie sind noch in Arbeit, der fertige Film steht daher noch aus. ■

«Lobo», 2021,
Musikvideo.

Anzeige



Vorsorgestiftung Film und Audiovision
Fondation de Prévoyance Film et Audiovision

vfa
fpa

Who's who?



© zvg



© ZFF



© Swiss Films / P. Gutenberg

Der Berufsverband Schweizer Syndikat Film und Video SSFV verstärkt seine Präsenz in der Westschweiz mit der neuen Mitarbeiterin **Chamsi Diba**. Sie verfügt über eine solide juristische Ausbildung, die sie insbesondere während ihres Praktikums als Rechtsanwältin in einer Genfer Kanzlei erworben hat. Sie verfügt zudem über gute Kenntnisse im audiovisuellen Bereich: Sie war 2024 und 2025 als Drehbuchassistentin sowie Produktionsassistentin bei zwei in Genf gedrehten Fernsehserien tätig und arbeitete parallel dazu zweimal als Pressesprecherin für das Geneva International Film Festival (GIFF). Sie wird eine wichtige Rolle bei der Stärkung der internen und externen Beziehungen zwischen der Westschweiz und der Deutschschweiz einnehmen. ■

Doris Fiala ist die neue Präsidentin des Verwaltungsrates des Zurich Film Festival und Nachfolgerin von Roger Crotti. Sie wurde in Zürich geboren und war von 2000 bis 2007 Mitglied des Gemeinderats der Stadt Zürich, sie war zudem von 2007 bis 2023 Mitglied des Nationalrates. Von 2008 bis 2019 war sie Mitglied der Schweizer Delegation am Europarat und seit 2022 ist sie Präsidentin des Verbandes ProCinema und Verwaltungsrätin des Opernhauses Zürich. Sie ist Unternehmerin im Kommunikationsbereich. Sie vertritt das Festival zusammen mit Festivaldirektor Christian Jungen nach aussen und hilft beim Vernetzen und der Drittmittelbeschaffung. ■

Noémie Burckhardt und Lars Gebert. Für den Bereich Inlandpromotion hat Swiss Films Noémie Burckhardt und Lars Gebert als Marketing-Verantwortliche engagiert. Sie unterstützen Nadja Scherrer, die Leiterin der Abteilung, mit einem Pensum von jeweils 50 Prozent. Burckhardt, Absolventin der HEC Lausanne, sammelte Erfahrungen bei CANAL+ und Goldbach Media. Gebert studierte Kommunikations-, Film- sowie Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften und arbeitete drei Jahre in einer Marketingagentur. Zudem ist er als Fotograf tätig und realisierte verschiedene audiovisuelle Projekte. ■

Anzeige



© M. Horstetter / B. Aubert

Tizian Büchi und Selima Chibout übernehmen die Leitung und Programmierung des Kinos des Centre de culture ABC in La Chaux-de-Fonds. Büchi studierte Filmgeschichte in Lausanne und Regie am Institut des arts de diffusion (IAD) in Belgien, er arbeitete in Verleih und Festivalprogrammierung (wie in Locarno) und drehte 2022 seinen Langfilm «L'ilot». Chibout ist Ethnologin, Videokünstlerin und Dramaturgin, studierte in Neuenburg und Paris. Sie arbeitete als Regieassistentin im Kollektiv Climage in Lausanne. Sie realisiert Filme, lehrt und begleitet Film- und Theaterprojekte. ■

Filmpromotion by **ALIVE**
film.ch
Plakataushang Kulturplakatstellen
Flyerverteilung Sandwichmen Werbeaktionen



Das grösste Schweizer
Kultur-Werbe-Netzwerk

seit
1973

Alive Media AG Hafnerstrasse 60 8005 Zürich Telefon 044 270 80 90
www.alive.ch

Diversität im Schweizer Kino anders denken

Im März dieses Jahres veröffentlichte das Bundesamt für Kultur (BAK) die Ergebnisse einer Pilotstudie zum Thema «Diversity on screen of Swiss films» (siehe CB 551). Bereits 2021 hatte es eine «Studie zur Gleichstellung im Schweizer Filmschaffen» vorgelegt. Beide Initiativen kreisen um dieselbe Frage: Wie (un-)vielfältig ist das Schweizer Filmschaffen? Methodisch stützen sie sich auf quantitative Analysen, mit deren Hilfe vor allem Geschlechterverteilung und -repräsentation vor und hinter der Kamera erfasst werden sollen. Mit der jüngsten Veröffentlichung orientiert sich das BAK stark an Vorbildern aus den USA, Österreich und Deutschland.

Die Resultate liegen in Form von Zahlen, Tabellen und Visualisierungen vor und basieren überwiegend auf Einteilungen in sichtbare und sprechende Figuren in 30 Schweizer Filmen des Jahres 2024. Erfasst wurden zudem Angaben zu Alter, Herkunft, Sprache, Ehestatus und Anstellung – jedoch stets entlang einer binären Geschlechterordnung und im direkten Vergleich mit den USA. Dieser Fokus auf messbare Einheiten ist nur bedingt hilfreich, da er trotz statistischer Korrektheit zentralen Fragen keinen Platz gewährt: Warum wurden genau diese Kategorien gewählt? Wem nützt der internationale Vergleich? Und was versteht man eigentlich unter «Diversität»? Solange dieser Begriff unscharf bleibt, verengt sich Vielfalt rasch auf die scheinbar am leichtesten zu zählende Dimension: das Geschlecht. Und auch dieses bleibt meist binär. Diversität umfasst jedoch weit mehr – Zugehörigkeiten und Selbstverortungen im Hinblick auf Ethnizität, Religion, Behinderung, Sexualität, Klasse, rechtlichen Status und weitere Dimensionen sozialer Differenz. Diese Kategorien sind alle intersektional miteinander verflochten.

Mit derartigen Differenzierungen stossen rein quantitative Verfahren aber rasch an ihre Grenzen. Das Zählen mag wissenschaftlich fundiert erscheinen, aber Zahlen schaffen



Prof. Dr. Josephine Diecke, Seminar für Filmwissenschaft, Universität Zürich

Distanz und oft auch Scheingenaugigkeit. Der Fokus auf Indikatoren à la «wie oft» soll uns durchaus beschäftigen, ohne aber Fragen nach dem «wie» und «warum» zu verdrängen. Es geht bei Diversität nicht nur um messbare Resultate, sondern um das, was sich nicht leicht kategorisieren lässt und dennoch präsent ist. Zudem bleibt offen, wem die Kategorien letztlich nützen. Fremdzuschreibungen sind unvermeidlich, wenn Annotierende Geschlecht, Herkunft

oder andere Merkmale kodieren. Doch sie sind nicht neutral. Solche Etikettierung kann marginalisierte Personen unfreiwillig exponieren und zugleich unsichtbar halten. Geschichte und Gegenwart zeigen, wie gefährlich Kategorien und Register werden können. Frei nach Konrad Lorenz: Gezählt ist noch nicht verstanden – geschweige denn einverstanden, getan oder beibehalten.

Wenn wir Diversität untersuchen, müssen wir uns deshalb von der Illusion verabschieden, es reiche, Kategorien zu zählen. Gefordert sind methodische Vielfalt und institutioneller Mut. Studien und deren Kategorien sollten von Menschen mitgestaltet werden, die nicht dem dominanten Bild weiss, cis-männlich, heteronormativ und nicht behindert entsprechen. Andernfalls reproduzieren wir Stereotype und Datenlücken immer wieder. Schliesslich ist eine Diversitätsanalyse so komplex wie die Gegenstände selbst. Wir brauchen Werkzeuge und Methoden, die dieser Komplexität gerecht werden, statt sie in veraltete, binäre Kategorien einzusperren. Aus wissenschaftlicher Perspektive und mit Blick auf digitale Methoden werden wir uns am Seminar für Filmwissenschaft der UZH dieser Aufgabe künftig gemeinsam mit Studierenden stellen, um zu einem nachhaltigen Abbau von Ungleichheiten beizutragen. Denn wie es die Filmemacherin Ava DuVernay treffend formulierte: «Sprechen wir über Diversität, geht es nicht darum, ein Kästchen anzukreuzen. Es handelt sich um eine Realität, die von uns allen tief gefühlt, stark verinnerlicht und wertgeschätzt werden sollte.» ■

Impressum

Cinebulletin N° 553/ September 2025
Zeitschrift und Plattform der
Schweizer Filmbranche

Maison des Arts du Grütli
Rue du Général-Dufour 16
1204 Genève
cinebulletin.ch

Herausgeberin
Association Cinebulletin

Verlagsleitung
Daniela Palumbo
daniela.palumbo@cinebulletin.ch

Redaktion Deutschschweiz
Teresa Vena

teresa.vena@cinebulletin.ch

Redaktion Romandie
Adrien Kuenzy (in Auszeit)
adrien.kuenzy@cinebulletin.ch

Redaktionsassistentin und
Kommunikation
Alexandre Ducommun

Korrespondenz
italienische Schweiz
Chiara Fanetti
chiara.fanetti@cinebulletin.ch

Grafikdesign: **Ramon Valle**

Unterstützung französischsprachige Redaktion: **Pascaline Sordet**

Übersetzung: **Malik Berkati, Nadia Pfeifer, Kari Sule**

Korrektur: **Jeanne-Marie Chabloy, Christine Dériaz, Vasco Pedrolini**

Leserservice **Gabriel Eichenberger**
abo@cinebulletin.ch
6 Ausgaben im Jahr, Abo: CHF 55.–

Inserteannahme / Beilagen:
inserte@cinebulletin.ch

Druck
media f'imprimerie SA
ISSN 1018-2098

Publikation der Texte nur mit
Einverständnis des Verlags
und mit Quellenangabe



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Département fédéral de l'intérieur DFI
Office fédéral de la culture OFC



Die deutsche Übersetzung
finden Sie auf **cinebulletin.ch**

Die Tessinerin Christina Andrea Rosamilia
baut sich eine internationale Karriere
ausserhalb stereotyper Normen auf.

Incontro con Christina Andrea Rosamilia

Di Chiara Fanetti

Tra recitazione e scrittura, l'attrice ticinese si racconta dopo aver girato due nuovi film e a un passo dalla pubblicazione del suo primo romanzo.

C'è introspezione e osservazione nelle riflessioni dell'attrice ticinese Christina Andrea Rosamilia. Pensieri attenti e onesti, che riguardano anche la sua professione, il mondo del cinema e le occasioni di lavoro, elaborati in anni vissuti all'estero (Gran Bretagna, Spagna e Stati Uniti, soprattutto) e trascorsi non solo a recitare per cinema e televisione ma anche a studiare come traduttrice e interprete. «Il cinema per me non è stato un colpo di fulmine ma più una sorta di filo rosso da seguire, man mano. Ho sempre dovuto fare altri lavori e altri studi, è stato un percorso a interruzioni, non volute ma necessarie».

Un misto di fortuna e di follia

Difficile vivere di sola recitazione nella Svizzera italiana, ma la carriera di Rosamilia è andata ben oltre i confini regionali ed è in Italia che il tutto è diventato un lavoro. «Ho cominciato a recitare seriamente grazie alla regista Irene Dionisio, che mi ha dato la possibilità d'interpretare il personaggio di Sandra ne «Le ultime cose». Da quel momento non è più stato un sogno ma ho deciso di trasformarlo in un'urgenza». Il film, co-prodotto anche da RSI e Amka, distribuito nel 2016 e selezionato alla Settimana Internazionale della Critica di Venezia, è ambientato in un banco dei pegni di Torino dove s'incrociano le storie di tre persone. Tra loro c'è anche Sandra, una ragazza transgender alle prese con un nuovo inizio. Un esordio importante per Christina, che la conduce ad ottenere altre parti, sia per la tv che per il cinema. A dieci anni da questa prima esperienza, e dopo

tante altre produzioni, cosa pensare di questa professione? «Sul set si comincia come sconosciuti ma alla fine delle riprese si diventa una piccola famiglia. Le tempistiche possono essere feroci e quando devi ripetere una scena ti distruggi più volte, in particolare se, come nel mio caso, s'interpretano soprattutto ruoli drammatici. Devi mantenere una specifica emozione, nutrirla ma non farla bruciare troppo in fretta. La forza di una brava attrice è saper stare nella parte, non farsi distrarre ma allo stesso tempo comunicare con l'esterno, senza perdere quel fuoco che sta curando». Christina Andrea Rosamilia ha seguito dei corsi all'Actors Studio di New York ma ha imparato il mestiere soprattutto lavorando: «sono un po' un'autodidatta. C'è un misto di fortuna e di follia nella mia storia».

Globale e locale

Un altro ruolo che le ha portato notorietà è quello di Belfiore, nella serie «Bang Bang Baby» di Andrea Di Stefano, ambientata nella Milano anni '80, prodotta da Amazon. Nel parlarne, emerge come le abbia dato visibilità internazionale e l'attrice mette in luce come, anche da spettatrice, questi canali di distribuzione abbiano permesso l'accesso a contenuti che altrimenti non sarebbero stati facilmente fruibili su



Christina Andrea Rosamilia © Alessandro Didoni, La bottega del ritratto.

scala globale: «hanno creato un orizzonte culturale più ampio. Prima vedevamo praticamente solo film USA o italiani, ora si trovano titoli da tutto il mondo. Più lingue, più culture, più possibilità: hanno abbattuto dei confini». Unica pecca, le piattaforme non riconoscono le royalties agli attori, una questione che si dibatte da tempo e che rappresenta una grande differenza con i contratti stipulati dai canali televisivi, che ad ogni emissione riconoscono un compenso al cast.

Dopo varie produzioni realizzate lontano (tra le ultime c'è «Il principe della follia» con Andrea Roncato, girato nelle Marche, scritto e diretto da Dario D'Ambrosi, fondatore del Teatro Patologico di Roma), quest'anno Rosamilia è tornata a recitare nella sua terra, grazie al film del regista austriaco Daniel Hoesl, «Un gran casino», ambientato nell'enclave di Campione d'Italia, sul lago di Lugano, diventata famosa per



Retrouvez la traduction
française sur **cinebulletin.ch**

La Tessinoise Christina Andrea Rosamilia
costruisce una carriera internazionale
al di fuori delle norme stereotipate.

SUD-EST

la casa da gioco - la più grande d'Europa, progettata dall'architetto Mario Botta - finita in bancarotta. Un fallimento che ha trascinato con sé tutto il tessuto economico del piccolo comune.

«Mi sono trovata molto bene: il regista ha una visione particolare e il film, molto estetico e geometrico, è stato selezionato all'International Film Festival di Rotterdam. Girare finalmente a casa mia è stato emozionante e significativo, anche perché ho interpretato un personaggio diverso dal solito: sono un angelo».

Stereotipi da abbattere

Il percorso di Christina Andrea Rosamilia - e non solo il suo - mostra un aspetto piuttosto limitato del cinema italofono. La varietà di ruoli proposti ad attori e attrici è ristretta: «In Ticino e in Italia non viene data la possibilità di cambiare. Gli attori americani si trasformano: ingrassano, si tingono i capelli, si truccano... invece qui si cerca qualcuno che assomigli già al o alla protagonista. È un limite e un peccato».

Viene anche da chiedersi soprattutto come sia possibile che ancora oggi ad una persona transgender vengano proposte sempre le stesse parti: ballerina, criminale, prostituta. Un atteggiamento che alimenta una narrazione che non rispecchia la realtà. Quanti stereotipi resistono in un'industria che si presenta come progressista? Alla nostra domanda, l'attrice risponde con eleganza ma fermezza: «è un problema di rappresentanza e rappresentazione, e di come queste persone vengono viste, soprattutto dai media; come vittime o carnefici. C'è ancora molto da fare, in tutta la società. Indubbiamente nel cinema i direttori del casting dovrebbero avere più lungimiranza, sensibilità e cultura, anche se l'ultima parola spetta al regista. A un provino mi sono addirittura sentita dire che ero troppo femminile per interpretare una donna transgender: il regista voleva qualcosa di più 'grottesco'. Siamo arrivati

a questo livello di cliché, quindi sì, malgrado la recente presa di coscienza generale, c'è ancora un problema di rappresentazione per le persone della comunità LGBTQ+. Ogni persona è diversa, ognuno di noi è un mondo, ma non ricevo mai i ruoli di una madre o di altri personaggi femminili».

La libertà della scrittura

In futuro a Christina piacerebbe recitare in un poliziesco («ho un grande senso civico e di giustizia, adoro le regole»), in un fantasy o in un horror («un personaggio cattivo, per esplorare la mia parte più oscura»), ma ora è immersa nella scrittura.

«Ho sempre scritto, ho tenuto il mio primo diario a 11 anni. Li ho conservati tutti e qualche anno fa li ho riletti: è stato un pugno nello stomaco. Io ho fatto un percorso, sono stata la prima in Ticino a fare 'coming out', anche se è una parola che non amo perché ti colloca in una categoria e io odio le etichette. Per me la scrittura è sempre stata una valvola di sfogo, di purificazione. È forse l'atto più intimo con me stessa. Quando scrivo riesco a disconnettermi e lasciar fluire i pensieri dalla testa alla mano alla carta. La scrittura è diventata una parte importante della mia vita».

L'anno prossimo sarà un anno chiave: pubblicherà il suo primo romanzo, una storia che coinvolge anche il territorio ticinese. «È un racconto queer ma velato, un romanzo di formazione molto cinematografico, tanto che esiste già l'idea di trarne un film.

Tutto accade in una discarica, un luogo molto simbolico dove ogni cosa - i ricordi, i sogni - si trasforma e si spoglia del proprio nome per diventare altro. Attraverso quello che la gente butta, il protagonista scopre il mondo che c'è oltre le montagne, in quell'estate dove si diventa grandi e si passa all'adolescenza. È un progetto che coltivo da anni, ne sono profondamente orgogliosa, è il frutto di un lungo lavoro, completamente mio. Sarà un'occasione per mostrare il mio universo interiore».

Per il cinema, ci sarà ancora spazio? «Ora valuto solo parti che m'interessano. Sono aperta a nuove proposte, voglio farmi sorprendere e auspico che arrivino collaborazioni stimolanti, di un certo spessore, con personaggi e storie che mi catturino. Intanto mi concentro sulla scrittura del secondo romanzo». ■



Christina Andrea Rosamilia © Alessandro Didoni, La bottega del ritratto.